
K WIRD D KÜNFTIG BEACHTET

Gestern gesagt –
heute neu gehört

Johann Albrecht Bengel
Johann Christoph Blumhardt
Philipp Matthäus Hahn
Christian Friedrich Spittler
Charles Haddon Spurgeon
Johann Hinrich Wichern
Sophie Zeller-Siegfried

ROLF SCHEFFBUCH

hässler

ROLF SCHEFFBUCH

WIRD KÜNFTIG BEACHTET

Gestern gesagt – heute
neu gehört

Rolf Scheffbuch (60) ist Prälat in Ulm und Vorsitzender der württembergischen Ludwig-Hofacker-Vereinigung. Als früherer Dekan, Gemeinde- und Jugendpfarrer ist er heute neben seinem kirchenleitenden Amt in mancherlei weltweiten Verbindung zur Förderung der Evangelisierung tätig.

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Scheffbuch, Rolf:

Wird künftig beachtet : gestern gesagt – heute neu gehört / Rolf Scheffbuch. – Neuhausen-Stuttgart : Hänssler, 1991 (TELOS-Bücher ; Nr. 637 : TELOS-Taschenbuch)

ISBN 3-7751-1608-7

NE: GT

TELOS-Taschenbuch Nr. 637

Bestell-Nr. 70.637

©Copyright 1991 by Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart
Die Texte von Seite 56-65 und 79-85 wurden den Berichtsbänden der Ludwig-Hofacker-Konferenz entnommen.

Umschlaggestaltung: Daniel Dolmetsch

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	7
Der Bibel-Lehrer Johann Albrecht Bengel (1687 – 1752)	9
Der »Erfinder« Philipp Matthäus Hahn (1739 – 1790)	17
Der schwäbische Ur-Pietist Christian Friedrich Spittler (1782 – 1867)	33
Die Hausmutter Sophie Zeller-Siegfried (1791 – 1858)	47
Der Pionier der »Inneren Mission« Johann Hinrich Wichern (1808 – 1881)	57
Der Seelsorger Johann Christoph Blumhardt (1805 – 1880)	71
Der Evangelist Charles Haddon Spurgeon (1834 – 1892)	83
Literaturhinweise	91

Vorwort

Christen sind weder Einsiedlerkrebse noch Eintagsfliegen. Jesus Christus hat seine Leute hineingestellt in die weltweite Gemeinde und in die Gemeinde aller Zeiten.

Das hat auch mein Leben reich gemacht. Schon als kleiner Vikar bin ich in die Gemeinde aus allen Kontinenten hineingenommen worden. Christen aus Amerika, Afrika und Asien wurden mir zum Vorbild. Zugleich begleitete mich ein Wort. Eines dieser »Vorbilder« hatte 1961 in Neu-Delhi gesagt: »Schaut nicht auf uns; schaut auf IHN, auf Jesus!«

Je älter ich wurde, desto wichtiger wurden mir auch Frauen und Männer vergangener Jahrhunderte. Was Jesus ihnen anvertraute, das ist nicht einfach überholt. Vieles davon hat Jesus auch uns zugedacht. Es ist zu unserem eigenen Schaden, wenn wir es übersehen.

Zu den wichtigen Begleitern meines Lebens gehörte Pfarrer D. Fritz Grünzweig. Als ehemaliger Notar pflegte er hin und wieder die Formel zu gebrauchen: »Wird inskünftig beachtet.« Mit dieser Randbemerkung wurden in Deutschland seit langer Zeit Mahnungen einer Prüfbehörde quittiert.

Für meinen Dienst in Jugendarbeit, Gemeinde, Kirche und Ludwig-Hofacker-Vereinigung habe ich bei Christen von gestern immer wieder »unerledigte Merk-

posten« entdeckt. Für mich waren sie wie geistliche »Prüfungsbemerkungen«. Ich meine, sie könnten vielen von uns gelten. Darum ist es mein Wunsch, daß sich mir noch viele anschließen und sagen: »Wird künftig beachtet!«

Rolf Scheffbuch
Januar 1991

Der Bibel-Lehrer Johann Albrecht Bengel (1687 – 1752) oder: Kann man in dieser Kirche noch bleiben?

Es gibt viele Gründe,
aus der Kirche auszutreten

Neben uns leben Millionen von Menschen, die ganz gewiß »religiös« sind. Sie glauben, daß es »irgendwie« ein »höheres Wesen« gibt. Sie glauben, daß es »irgendwie« nach dem Tode weitergeht. Sie glauben daran, daß »irgendwann« und »irgendwie« alle Gemeinheit bestraft wird. Darum würden sie empört aufschreien, wenn man sie als »Ungläubige« oder gar als »Heiden« bezeichnen wollte.

Aber für diesen »Glauben« brauchen sie keinen Gottesdienst, kein Gebet, keine Bibel. Wer meint, dies alles nötig zu haben, ist in ihren Augen bigott, religiös-überdreht oder gar pharisäisch. Darum wäre es eigentlich folgerichtig, wenn sie aus der Kirche austreten würden. Viele tun es ja auch.

Andere haben die Kirche satt, weil in der pluralistischen Kirche alles zu finden ist: die Meinung, daß nur in Jesus Heil ist – aber auch die Überzeugung, daß andere

Religionen ebenso zu Gott führen; das Vertrauen in die Bibel – aber auch kritischer Umgang mit der Bibel; Befürwortung von Ehe und Trauung – aber auch das Freigeben nichtehelicher Lebensgemeinschaften und der Scheidung; Kampf gegen die Not der Abtreibungen – aber eben auch die Ächtung dieses Kampfes. Für nicht wenige entsteht der Eindruck: Es ist völlig gleichgültig, was man sich je nach Geschmack aus diesem kirchlichen Selbstbedienungsladen holt.

Das entspricht zwar dem Lebensgefühl unserer Zeit. Viele meinen: In Glaubensfragen und in moralischen Angelegenheiten gibt es keine »letzten Wahrheiten«. Jeder kann glauben, was er will, und leben, wie er will. Allerdings braucht man dazu keine Kirche. Die Situation ist sogar noch ernster: Die einen sehen die pluralistische Kirche als einen »Saftladen« an, in der es keine letztgültigen Wahrheiten mehr gibt. Die anderen aber stoßen sich daran, daß es in der Kirche noch »Fanatiker« gibt, die als »Ewiggestrige« meinen, daß es in der Kirche nicht hinterfragbare Überzeugungen und Werte geben muß. Für beide Gruppen bietet die »pluralistische Kirche« Anlaß genug, ihr den Rücken zu kehren.

Oder da ist die »politisierte« Kirche: Irgendwann vor etwa 20 Jahren haben auch Pluralismus-Anhänger begriffen: Ohne ein bißchen Gemeinsamkeit verkommt die Kirche zu einem Verband von Kirchensteuerzahlern. Darum suchte man eine neue Form von Gemeinsamkeit im politischen Bereich. Es entstand die Parole: »Die Kirche muß doch ein Wort sagen zu ...!« Also zu Angola, zu Korea, zu Vietnam, zu Mosambique, zu Südafrika, zur atomaren Bewaffnung! In der Kirche haben wir jedoch sehr unterschiedliche Informationen, sehr verschiedenartige Einstellungen, sehr andersartige politische Urteile. Darum hat diese Forderung: »Die Kirche muß doch ein klares Wort sagen zu ...« mehr Gemeinschaft in der Kir-

che zerstört, als zu verstärkter Gemeinschaft geholfen. Die einen waren über die Kirche enttäuscht, weil sie zu wenig sagte zu Südafrika; die andern traten aus der Kirche aus, weil die Kirche nach ihrer Meinung zu viel sagte zu Südafrika.

Kann man denn in dieser Kirche noch bleiben? Ich habe Verständnis für jeden, der sich diese Frage stellt. Und jedem, der so fragt, erzähle ich gerne von Johann Albrecht Bengel.

Johann Albrecht Bengel hat den Württembergern die Bibel lieb gemacht

Fast dreißig Jahre lang war Bengel wie von Gott verbannt in das »dunkle Denkendorf«. Obwohl er zu den genialsten und fleißigsten Theologen seiner Zeit zählte, wurde er bei jeder Neubesetzung eines theologischen Lehrstuhls in Tübingen übergangen. Statt dessen mußte er sich als »Klosterpräzeptor« mit zwölfjährigen Knaben herumärgern. Deswegen haderte er geradezu mit Gott.

Aber dann wurde ihm klar: »In den Augen Gottes ist es etwas Großes um eine Handvoll guter Leute, die das Gewürz eines ganzen Herzogtums ausmachen können.« Aus der Schar der Denkendorfer Buben sind dann Männer herausgewachsen wie Philipp Friedrich Hiller, wie der Pädagoge und Waisenhausvater Beckh, wie Johann Christian Storr und andere, die den »geistlichen Grundwasserspiegel« Württembergs anhoben wie nie zuvor. Ich würde das am liebsten jedem Kinderkirchhelfer und jeder Jungscharleiterin ins Stammbuch schreiben, die drauf und dran sind, die ganze Arbeit hinzuwerfen: »Wenn wir nur treu sind, dann kann Gott

auch aus kleinscheinendem Großes für sein Reich machen!«

Vor allem aber ist Bengel in den drei Jahrzehnten des Denkendorfer Wirkens in das biblische Wort Gottes hineingewachsen. Er hat die ihm zugänglichen alten Handschriften des Textes durchforscht. Dabei hat er uns wichtig gemacht: Die Bibel ist in ihrem Wortlaut verlässlich! Selbst die unscheinbarsten Winkel der Bibel (schwäbisch: die »Biegelein«) haben Bedeutung! Die Bibel ist gar nicht so schwer zu verstehen; sie muß gar nicht so ausführlich von Theologen erklärt werden! Die Bibel muß jedoch »heilsgeschichtlich« verstanden werden; sie ist nicht nur ein Sammelsurium von schönen Sprüchen, sondern in ihr ist ein »Zug« drin von der Schöpfung der Welt bis hin zum kommenden Reich Gottes! Jedes Bibelwort muß deshalb in seinem »heilsgeschichtlichen Zusammenhang« verstanden werden.

Dieser Bibel-Theologe Bengel ist im Alter schließlich noch Prälat der württembergischen Kirche geworden. Aber er hat auch gemerkt, wie wenig man als Mitglied der Kirchenleitung ausrichten kann.

Sogar dann, wenn man die Schäden der Kirche erkennt! Diese Schäden veranlaßten damals nicht wenige ernsthafte Christen dazu, aus der Kirche auszutreten. Sie trennten (»separierten«) sich von der Kirche. Aber Bengel blieb bewußt in der Kirche. Bewußt rief er auch dazu auf, selbst in einer schwer kranken Kirche zu bleiben: »Rechtschaffene Seelen, besonders Pfarrer, müssen den Verfall der Kirche mit Wehmut ansehen. Aber sie dürfen den Karren nicht stehenlassen!«

Was aber soll man dann tun? Wie wollte denn Bengel »dem Verderben und der Unordnung am besten begegnen«? Die erste Antwort Bengels hieß: »Nicht dadurch, daß man auf und davon geht«, auch wenn die Kirche »ein confus, verwirrt, unordentliches Ding ist«.

Die Bibel erlaubt das Weggehen von der Kirche nicht

Bengels Überzeugung gründete sich auf die Bibel. Er nahm es ernst, daß Jesus über sein Wiederkommen sagt (es ist dies ja eine klare Auskunft Jesu nicht ein »Gleichnis«, wie oft zu hören ist): »Wenn der Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommen wird, dann wird er die Völker voneinander scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet« (Matthäus 25,31f.). Bengel schrieb in seiner Arbeitsbibel an den Rand: »Vorher gibt's also keine rechte Scheidung« (»ante non erat plena separatio«). »Die rechte Separation wird der Herr machen!«

Zum Wort Jesu, das uns lehrt, daß wegen der Langmut Gottes »Unkraut« und »Weizen« miteinander wachsen sollen (Matthäus 13,24-30), schrieb Bengel an den Bibelrand das Gebet: »O Gott, wie langmütig bist du! Lehre mich, recht mit dem Weizen und recht mit dem Unkraut umzugehen!«

Vor allem aber rechnete Bengel fest damit, daß die »Stunde der Versuchung« erst noch kommen wird. Im Sendschreiben an die Gemeinde von Philadelphia heißt es: »Weil du bewahrt hast mein Wort von der Geduld, will ich auch dich bewahren vor der Stunde der Versuchung, die kommen wird über den ganzen Erdkreis, zu versuchen, die auf der Erde wohnen« (Offenbarung 3,10).

Für Bengel stand diese große, weltweite Versuchung Gottes noch aus, die dann alle erreichen und gefährden würde – auch die separierten Gemeinden! Es gibt keine »heile Gemeinde«, die vor der Versuchung bewahrt bleiben wird!

Immer wieder wurde Bengel aus der Bibel die Langmut Gottes, die Geduld Gottes wichtig. Darum konnte

er den ungestümen Weg der »Separatisten« nicht mitgehen, die geistliche »Inseln der Seligen« schaffen wollten.

Für Bengel konnte es nicht darum gehen, in eine reine Gemeinde auszuziehen, sondern ihm wurde durch den »langmütigen Gott« wichtig gemacht, mitten in einer konfusen Kirche das »Wort zu bewahren«.

Gerade weil Bengel die Bibel »heilsgeschichtlich« las, machte es ihm nichts aus, wenn ihm das Bibelwort aus der Offenbarung unter die Nase gerieben wurde: »Gehet aus von Babel, mein Volk, daß ihr nicht teilhabt an ihren Sünden und nichts empfangt von ihren Plagen« (Offenbarung 18,4). Bengel sah die Worte der Bibel nicht als willkürlich zusammengestellte Sprüche, derer man sich je nach Bedarf bedienen kann. Er verstand sie im Zusammenhang des gesamten Heilsplanes Gottes. Zum Heilsplan Gottes aber wird es gehören, einmal auch »Babel« zu vernichten; das »gehet aus« wird »vorher, ehe Baby-lons Plagen anfangen werden, befohlen werden« (Bengel).

Bengel wurde in seiner auf die Bibel gegründeten Position auch dann nicht erschüttert, wenn man ihm ein anderes Bibelwort vorhielt: »Laßt uns nun zu Jesus hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen« (Hebräer 13,13). Schon damals wurde dies Bibelwort als biblische Begründung für die Separation von der Kirche angeführt. Als ein jahrzehntelang in Denkendorf »Kaltgestellter« wußte Bengel aber, daß man nicht aus der Kirche austreten muß, um innerhalb der Landeskirche die »Schmach Jesu« zu tragen und so letztlich »außerhalb des Lagers« zu sein.

Die Separatisten schalten Bengel einen »trockenen und starren Oberpräzeptor«. Aber Bengel überhörte das. Es tat ihm vielmehr weh, wie oberflächlich die Separatisten mit der Bibel umgingen, die er so ehrte. Es war nicht die Starrheit Bengels oder gar sein Kirchenamt, das ihn

daran hinderte, den Weg der Separation von der Kirche mitzugehen. Die Bibel selbst war es, die Bengel das Weggehen aus der Kirche nicht erlaubte.

Vom Kleinen zum Größeren

Bengel hatte aber auch Rat, wie man denn »der Unordnung und dem Verderben« in der Kirche am besten begegnen könnte. Es sollten sich in möglichst vielen Orten Menschen in »Privaterbauungsstunden« zum Hören auf die Bibel und zum Gebet sammeln. Das sei der »Verfahrensweise Gottes gemäß«. Ebenso wie er einige seiner Denkerdorfer Schüler als »Samen« ansah, so sah Bengel die »Stunden« als einen »Samen« an: »Das ist eine besondere Gabe unserer Zeit, die man nicht dämpfen sollte.«

Der Pietismus in Württemberg hat seine Anfänge in den paar Schülern Bengels und in den damals beginnenden »Stunden«.

In Bengels Augen war dies der »Ansatz« für die ersehnte »Reform des kirchlichen Lebens«. Über die bloße »Privaterbauung« hinaus hatten die »Stunden« von Bengel ihre Funktion zugeteilt bekommen: Sie sollten in die Kirchengemeinden hineinwirken! Ja, sie sollten dazu helfen, daß »der ganze rohe Haufen gebessert werde«.

Weil Bengel so hoch vom biblischen Wort dachte, darum traute er den sich zum Bibelstudium sammelnden »Stunden« Entscheidendes zu. Er konnte sagen: »Die Schrift hilft der Kirche auf«, sogar dann, wenn mitten in der Kirche der Teufel los sein sollte. So wies Bengel darauf hin: »Gottes Wort muß alles heilen ... O wie ist die Einfachheit der Schrift so schön und so angenehm! Selbst Christus, als er und der Teufel gleich großen Kämpfern

miteinander fochten, gebrauchte einfältige Bibel-Sprüche, um diesen so mächtigen Gegner abzuweisen.«

Es bleibt bis heute dies die Platzanweisung des württembergischen Pietismus: »In der Kirche bleiben und für schriftgemäße Impulse zur Glaubensweckung und zur Glaubensförderung sorgen!« Das hat den schwäbischen Pietismus alles andere als verschlafen gemacht. Bengel hatte recht: »Wer mitten in den Tumult der schlimmsten Zeiten hineinkommt, hat doch mehr Munterkeit als Leute, die so für sich in der Stille Christen sein wollen.«

Bengels Platzanweisung sollte uns auch in Zukunft bestimmen. Der schwäbische Pietismus kann gelassen seinen Weg gehen, mitten hindurch durch die Aufrufe »Geht aus von Babel!« und auch mitten hindurch durch die Vorwürfe: »Der Pietismus baut insgesamt seine eigene Kirchenorganisation auf!«

Bengel ist seinen Weg in seiner fast überirdischen Ruhe gegangen. Ein Zeitgenosse hat den alten Prälaten Bengel bei einer großen Festversammlung erlebt. Er hat später berichtet: »Es war, als ob die Ewigkeit Gottes auf seiner Stirn geschrieben gewesen wäre!« Ich wünschte, so etwas könnte man auch einmal über mich sagen!

Bengel hatte ein Ziel: Nicht die Schaffung einer reinen Gemeinde hier mitten unter Menschen, bei denen auch das Edelgemeinte rasch wieder »abgeschmackt« wird, sondern die Gottesschau, die nach allem Mühen und Ringen um die Kirche erst kommen wird. Darum sang er uns vor: »... bis ich nach ausgestandner Prob' in vollem Licht zu Gottes Lob die Gottesschau erlange.«

Der »Erfinder«

Philipp Matthäus Hahn (1739 – 1790)

Oder: Wenn Laien die Bibel auslegen

Die Laienauslegung der Bibel ist rar geworden

Sogar in den württembergischen pietistischen Gemeinschaften wird der Ruf immer lauter: »Gebt uns hauptamtliche Prediger! Stellt hauptamtlich Schwestern an!« Die Last scheint zu groß geworden zu sein, die auf den ehrenamtlichen Verantwortlichen liegt.

In den Kirchengemeinden werden in den letzten Jahren wohl immer stärker Kirchengemeinderäte und andere ehrenamtliche Mitarbeiter mitbeteiligt an der Gestaltung der Gottesdienste. Aber die Auslegung der Bibel bleibt ganz stark der Pfarrerin und dem Pfarrer vorbehalten. Selbst die erfreulich vielen Lektoren in der württembergischen Kirche, die einen so wichtigen Dienst tun, sind angehalten: »Macht nicht eigene Predigten, sondern benützt die Predigtvorlagen!« Allerdings ist erfreulich, daß auch immer wieder Predigtvorschläge darunter sind, die von Laien gefertigt wurden.

In den Jugendkreisen und Chören findet es sich immer seltener, daß theologisch unausgebildete Ehrenamtliche eine »Andacht« halten. Hier und dort werden vorgefertigte »Andachten« verlesen. Oder es werden »Medita-

tionen« über Bilder von Bäumen und Quellen gesprochen. Das Auslegen eines Bibelwortes durch Laien ist selten geworden.

Vielleicht ist es am einschneidendsten für unsere Kirche, daß aus vielerlei Gründen häusliche Andachten immer mehr aussterben. Wo sie jedoch noch gehalten werden, da ist es selten geworden, daß die Hausmutter oder Hausvater ein Bibelwort aus den »Täglichen Losungen« oder aus der »Bibellese« für den betreffenden Tag kommentierend unterstreichen.

Das alles ist ein Rückschritt. Er ist lebensgefährlich für die »Kirche des Wortes«. Philipp Jacob Spener (1635 – 1705), der »Vater des Pietismus«, hatte neben häufigerer Privat-Lektion der Bibel empfohlen, daß zusätzlich zum Predigtgottesdienst Versammlungen zum Bibellesen stattfinden sollten. Dabei sollten »mehrere aus der Gemeinde, welche von Gott mit Erkenntnis begabt sind, mit solchen zusammenkommen, die in der »Erkenntnis des göttlichen Wortes wachsen wollen.« Sie »sollten die Heilige Schrift vor sich nehmen, daraus öffentlich lesen und über jede Stelle sich unterreden mit einfältigem Verstand und über das, was zu aller Erbauung dienlich wäre.« So könnte das »Wort Gottes reichlicher unter uns gebracht werden.« Damit könnte dem »geistlichen Elend unserer armen Kirche« gesteuert werden, das »unvergleichlich schwerer und gefährlicher ist als Pest, Hunger und Kriege.«

Komprimiert ist hier zusammengefaßt, was der Pietismus bis heute sein soll (die ursprünglich als Schmähwort gemeinte Bezeichnung »Pietismus« geht zurück auf die von Spener angeregten »collega pietatis«, also auf die »Erbauungszusammenkünfte«): Der Pietismus ist eine kirchliche Reform- und Erneuerungsbewegung, er ist eine Gemeinschaftsbewegung, er ist eine Bibelbewegung, und er ist vor allem eine Laienbewegung.

Es ist an der Zeit, daß der Pietismus wieder vorangeht in der geistlichen Erkenntnis, daß der Laie der »Trainer« des theologisch geschulten Hauptamtlichen sein muß. Nicht umgekehrt! Der Laie muß den zum Verkündiger Geschulten lehren, was der Mensch von heute denkt, was ihn umtreibt, was er braucht, was er versteht, wie er spricht und wo das Eingreifen der Christen heute besonders gefordert ist. Wenn die Verkündigung des Evangeliums von Jesus heute »ankommen« soll, dann haben theologisch geschulte Hauptamtliche heute viel zu lernen von den Laien.

Wenn die gute Nachricht von Jesus zu Menschen kommen soll, die von diesem Evangelium noch nichts wissen, dann brauchen wir vermehrt den Einsatz von Laien, die willens sind und auch fähig dazu gemacht werden, den Glauben an Jesus einladend zu bezeugen. Wenn im Reich Gottes etwas bewegt werden soll, dann brauchen wir bewußt eine Verringerung des beamteten Verkünder-»Apparates« und eine Stärkung des Laienelementes in Kirche und Gemeinschaft. Wir brauchen vor allem das missionarische Potential der Laien! Ein wichtiges Zwischenziel dazu wäre es, eine geistliche »Vernetzung« jener Laien voranzutreiben, die als Christen bisher anonym in Kaufhäusern oder in Verwaltungszentren ihren Dienst tun. In Übersee brauchen wir die Zusammenführung von Christen an den jeweiligen Orten, die dort in der Fremde als Techniker, als Ärzte, als Geschäftsleute und als Diplomaten leben.

Für die Hauptamtlichen muß das Leitbild des Einsatzes nicht irgendeine sonst in der Welt übliche Arbeitszeitregelung sein, sondern vielmehr der Einsatz des Laien. Der Laie setzt nach seiner meist anstrengenden Berufsarbeit unzählige Stunden und viel Kraft sowie Fantasie ein für die Arbeit im Reich Gottes.

Vor allem aber müssen Laien wieder »sprachfähig«

werden in der Bezeugung des Jesusglaubens. Das wird damit anfangen müssen, daß Laien wieder zugetraut wird, daß sie die Bibel verstehen und auslegen können. Die Hauskreis-Bewegungen unserer Tage haben erfreulicherweise damit wieder angefangen, was in den »Stunden« bis zum heutigen Tag üblich war: nämlich daß Laien »mit einfältigem Verstand« aufgrund eines Bibelabschnittes sich darüber unterhalten, was »zu aller Erbauung dienlich« ist.

Die Leute wachsen geistlich, wenn sie reden

Philipp Matthäus Hahn war ein seltenes Genie. Er konstruierte Uhren, Waagen sowie komplizierte »Himmelsmaschinen« zur Darstellung des Laufes der Himmelskörper. Neben seinem Pfarramt beschäftigte er eine ganze Reihe von Mechanikmitarbeitern in seiner Werkstatt.

Aber er nahm es nicht nur mit seinen Präzisionsinstrumenten genau. Auch in seinem Christenleben wollte er keine Schluderei einreißen lassen. Noch in den späten Nachtstunden schrieb er pünktlich in seine Tagebücher. Eigentlich waren sie »vor Gott« geschrieben. Ich habe immer ein schlechtes Gewissen, wenn ich in diesen heute veröffentlichten Tagebüchern lese; denn Hahn hätte sicher nicht gewollt, daß seine geheimsten Regungen vor den Augen aller Welt ausgebreitet werden. Aber in den Tagebüchern lesen wir auch, daß Hahn eine Predigt bis zu zwölfmal umschreiben und neu schreiben konnte, wenn er merkte, daß er noch nicht das getroffen hatte, was Gott eigentlich ausgerichtet haben wollte.

Mit seinen Dezimalwaagen hat Hahn als Pfarrer von Onstmettingen für die Balingen Alb einen ganzen Indu-

striezweig geschaffen, in dem bis heute Zehntausende ihren Lebensunterhalt finden.

Hahn gehörte zu den Pfarrern, die in Württemberg die Reformbewegung des Pietismus in die Kirche getragen und den »Privaterbauungsstunden« ein Heimatrecht in der Kirche gegeben haben.

Für die Kirche aber war noch wichtiger als alle genialen Mechanikerkünste und Entdeckungen Hahns, daß er bewußt dazu überging, Laien als »Sprecher« der Stunden zu berufen.

Zwar hatte das württembergische »Pietismus-Re-skript« von 1743 den Privaterbauungsstunden eine Nische im Kirchenwesen zugewiesen. Weil sie aber weder mit dem Hauptgottesdienst (9.30 – 10.30 Uhr) noch mit der sonntäglichen Kinderlehre (13.00 – 14.00 Uhr) kollidieren durften und weil im landwirtschaftlich geprägten Württemberg auch die Stallfütterungszeiten zu beachten waren, blieb für die »Stunden« nur die von der Aufnahmefähigkeit her überaus ungünstige Zeit am frühen Sonntagnachmittag. Daß die Stunden dabei überleben konnten, ist ein besonderes Wunder Gottes!

Nach Anweisung der Kirche sollten die Stunden nach Geschlechtern getrennt stattfinden. Es sollten sich höchstens 15 Personen in einer Stunde versammeln. Aber die wichtigste Einschränkung war, daß der Ortsgeistliche die Stunden halten sollte. »Wo kein solcher Geistlicher anwesend ist, da sollen keine zu dem Lehramt nicht Berufene sich des eigentlichen Lehrens anmaßen, noch der Auslegung der Heiligen Schrift unterziehen oder dergleichen in Form eines freien Gebets unternehmen. Es soll ihnen gleichwohl unverwehrt bleiben, bei Lesung guter und in der evangelischen Kirche angenommener geistlicher Bücher hin und wieder eine kleine Anwendung oder ein kurzes Gebetlein unterzumischen.«

Das alles wischte Philipp Matthäus Hahn vom Tisch.

Als Pfarrer von Echterdingen schuf er um 1785 den Stand der »Vorsteher«. Denn er erkannte: »Die Leute wachsen geistlich nicht weiter, wenn sie immer nur hören und nicht auch reden« und die Bibel auslegen. »Durch das Reden in der Gemeinschaft bekommen sie mehr Licht und mehr Verstand.« Aus den Bauern und Bauernburschen von Echterdingen berief er zehn Laien. Er beauftragte sie, je zwei und zwei in ihren Stuben zu Hause Gemeindeglieder um sich zu sammeln. Zuerst hielt er mit diesen zehn »Vorstehern«, wie er sie nannte, am Samstagabend eine Vorbereitungsstunde über den Bibeltext, den dann die Laien in »ihren« häuslichen Stunden auslegen sollten. Aber Hahn hörte bald auch damit auf. Die Leute sollten nicht meinen, daß die Auslegung der Bibel keinen Wert hat, wenn nicht der Pfarrer dahintersteht. Nach kurzer Zeit konnte Hahn erleichtert feststellen: »Nun geht alles ordentlich fort. Den Vorstehern spürt man's an, wie sie wachsen, seitdem sie die Stunde selbst halten.«

Diese Erfindung hatte großen Erfolg. Sie entsprach ja auch dem, was Spener eigentlich gewollt hatte. Um 1821 finden sich in all den pietistischen Regionen Württembergs Personen, die den Pfarrern und Dekanen als »Sprecher« der Stunden gelten. Es sind wohllangesehene Laienbrüder vor allem aus dem Handwerker-, Bauern- und Weingärtnerstand. Die Pfarrer haben sich weithin von den Stunden zurückgezogen. Weder wollen sie von den Stundenleuten als »Aufpasser« angesehen werden. Noch wollen sie von der sogenannten »kirchenlichen Ungebundenheit« als pietistische Parteigänger abgestempelt werden.

Mit den pietistischen »Sprechern« entstand also etwas entscheidend Neues in Württemberg. Es wurde das geistliche Mitspracherecht des Laien in der Kirche verwirklicht. Der Bahnbrecher dazu ist Philipp Matthäus

Hahn gewesen, der einfach etwas wagte, was schon lange in der Luft lag und was von der Bibel her schon längst hätte verwirklicht werden müssen.

Die »redenden Brüder« und die Pfarrer

Mit den »Sprechern« entstand, von Pfarrern so gewollt, in den Kirchengemeinden ein neuer »Stand«. Damit war eine Entwicklung eingeleitet worden, die bis heute in Gestalt von Verantwortlichen in Gemeindegemeinschaften, von CVJM-Vorständen und Lektoren ihre konsequente Fortsetzung gefunden hat. Die Auslegung der Bibel wurde für diese Laien das entscheidende »Werkzeug« zum Mitgestalten in der Kirche. Nun konnten auf einmal Bauern, Handwerker, Weingärtner zu »geistlichen Häuptern« eines ganzen Ortes werden – und das umso mehr, als sie nicht wie die Pfarrer »Zugvögel« waren, sondern dem Ort lebenslang angehörten. Es müßte einmal ausführlich dargestellt werden, was dies für das Selbstbewußtsein des »kleinen Mannes« in der württembergischen Kirche bedeutet hat. Zumindest in den Personen der »Sprecher« konnte die Gemeinde in geistlichen Dingen »mitreden«.

Dabei ließ sich die pietistische Basisbewegung theologische Impulse durchaus von theologischen Schulhäuptern wie Bengel und Öttinger geben: Aber durch diese Impulse wurde das eigene geistliche Nachdenken der Sprecher angeregt.

Besonders in den Bereichen der Theologie und des ersten Glaubensartikels und der Eschatologie fühlte sich der Laie herausgefordert, mit dem Instrumentarium seines theologisch unverbildeten Denkens den Geheimnissen Gottes nachzudenken bis hinein in geradezu theoso-

phische Spekulationen; dabei wurde die erfahrene Wirklichkeit und Weltgeschichte zusammengedacht mit dem prophetischen Wort der Bibel. Das reale Leben des kleinen Mannes in jenen harten Zeiten wurde in Verbindung gebracht mit den biblischen Aussagen über die Sündigkeit und über die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen. Das Stöhnen unter dem Herzog und unter dem König samt dem Kaiser Napoleon wurde relativiert durch die Gewißheit: »Jesus Christus herrscht als König, alles wird ihm untertänig!«

Dadurch – und nicht durch ausgesprochene Auseinandersetzung mit der Tübinger Theologie – wurde eine überaus vitale Gegenbewegung geschaffen zu einer Kirche, die von der Theologie der Aufklärung und des Idealismus angekränkt war. So entstand insgeheim ein Gegenbewußtsein zur herrschenden Theologie. Es wurde eine Gegenkultur ins Leben gerufen zur aufgeklärten Gesellschaft.

Die Laien-Bibelbewegung, welche die Welt aus dem in der Bibel geoffenbarten Glauben heraus verstand, war dem einfachen Mann näher als alle großen aufgeklärten Theorien. Aus dem Glauben heraus wurde die Welt auch mitgestaltet mitten in der Zeit, da man meinte, auf den christlichen Glauben weithin verzichten zu können. Das hat die Landschaft Württembergs und gerade des »Mittleren Neckarraums« bis hinein in die Anfänge der Industrialisierung entscheidend mitgeprägt.

Es begann also schon im letzten Jahrhundert jene eigenartige und spannungsvolle Mischform von »Distanz und Nähe«, die bis heute zwischen württembergischen Kirchengemeinden mit ihren Pfarrern und dem württembergischen Pietismus zu spüren ist.

Von den Pfarrern wurde fast durchweg anerkannt, daß die »Stunden« die beste Abwehr separatistischer Einflüsse darstellen, daß die Stundenleute einen hilfrei-

chen Einfluß auf die kirchliche und die bürgerliche Gemeinde ausüben und daß der Pietismus »die in dieser Gegend eigenthümliche Form der Religiosität« ist; nach »Umfang und Bedeutung« ist der Pietismus eine »entscheidende Kraft« (so Dekan Friedrich August Bauer, Schorndorf, 1851).

Als Repräsentant des Pietismus hat Rektor Christian Dietrich (1844 – 1919), langjähriger Leiter des württembergischen altpietistischen Gemeinschaftsverbandes, die »Distanz und Nähe« zu den Pfarrern so formuliert: »Wir ehren und lieben die Pfarrer wegen ihres Amtes. Ist der Pfarrer einer Gemeinschaft nicht zugetan, so sollen die Gemeinschaftsglieder dennoch treu zur Kirche halten, den Pfarrer ehren, die Gottesdienste besuchen und an den Ordnungen der Kirche teilnehmen. Ist der Pfarrer ein bibelgläubiger Mann und entschiedener Christ, so ist er der Unsrige und wir halten ihn zwiefacher Ehre wert. Ist der Pfarrer nach unserem Wissen liberal, hat aber soviel Pietät, daß er das Bekenntnis nicht antastet, so wollen wir ihn wegen seines Amtes ehren, seine Ermahnungen uns zu nutz machen, ihm in Liebe begegnen und im Gebet für ihn eintreten. Nur wenn der Geistliche ein Mann sein sollte, der die Tatsachen des Evangeliums leugnet, ist Zurückhaltung geboten. Ja, in diesem Fall kann energischer Widerstand gegen einen solchen Hirten heilige Pflicht sein. Tastet ein Pfarrer in Predigt und Jugendunterweisung unseren in der Bibel begründeten Glauben öffentlich an, so müssen wir uns von ihm zurückziehen, wenn er auf unsere freundlichen Vorhaltungen nicht hören will.«

Hier ist weniger »verhaltene Distanz« als vielmehr Sehnsucht nach einem vertrauensvollen Verhältnis von Gemeindepfarrer und pietistischer Gemeinschaft zu spüren. So konnte Dietrich sagen: »Es gibt wohl kein schöneres Verhältnis als das, wo Pfarrer und Gemeinschaft treu zusammenstehen. Wo das mit Weisheit geschieht,

wird es zugleich ein großer Segen für die Gesamtgemeinde sein.«

Schließlich hatte Dietrich in seinen kurzen Fellbacher Jahren erlebt, wie das Leben der Gemeinschaften ungemein bereichert werden kann durch eine harmonische Zusammenarbeit mit dem jeweiligen Ortspfarrer. Damals war in Fellbach Pfarrer Karl Friedrich Werner (1804 – 72) tätig, zuvor Pfarrer in Großheppach. Werner gehörte zu den Mitbegründern des Altpietistischen Gemeinschaftsverbandes, in dem sich die altwürttembergischen Gemeinschaften spenerscher und herrnhutischer Prägung sammelten. Werner öffnete dem Pietismus in Württemberg weit den Horizont für die Aufgaben in Diakonie und Weltmission. Mit seinen Gottesdiensten im Grünen auf dem Kappelberg, die er jeweils an Sonntagabenden im Sommer abhielt, schuf er eine Möglichkeit für geistliche Impulse, die verbunden waren mit Informationen über das Neueste aus den Bereichen von Diakonie und Mission.

Die vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen den Fellbacher pietistischen Gemeinschaften und Pfarrer Werner könnte, auch heute noch eine Ermutigung dazu sein, daß Gemeindepfarrer die Gemeinschaften nicht tolerieren, sondern daß sie das geistliche Potential der Gemeinschaften auch für ihre Gemeindegarbeit nützen und den Gemeinschaften andererseits zu einem weiten Reich-Gottes-Horizont verhelfen.

Spannungen oder Ergänzungen?

Es war der Pfarrer Philipp Matthäus Hahn, der das »Abnabeln« der Laienprediger vom universitätsgeschulten Theologen und Ortspfarrer wollte und in die

Wege leitete. Solches »Abnabeln« führte jedoch hier und dort fast zwangsläufig zu Spannungen. Sie liegen meist in der Natur der Sache und nicht im Naturell der beiden Partner »Pfarrer« und »Laienprediger«. Sonst hätte es nicht bis heute auch so viele vertrauensvolle Formen der brüderlichen Zusammenarbeit zwischen diesen beiden Partnern gegeben – besonders dort, wo Stundensprecher zugleich Kirchenpfleger oder Laienvorsitzende des Kirchengemeinderats waren.

Spätestens seit Aufkommen der historischen Kritik wird der wissenschaftlich ausgebildete Theologe stark die menschliche Seite der biblischen Bücher und Theologien im Blick haben. Dagegen findet sich beim pietistischen Laien eine ganz große Ehrfurcht vor Gottes Wort. Diese Ehrfurcht gegenüber der Bibel ist die große Klammer, welche die Pietisten aller Schattierungen und heute auch weltweit alle Evangelikalen jeglicher Denomination verbindet. Die Pietisten setzen sich der Bibel aus, weil sie als vollgültig und verlässlich in allen Fragen des Heils angesehen wird. Die Zeugnisse der Apostel und Propheten werden gehorsam gehört als das die Hörer in Frage stellende und als das ihnen Heil zusprechende Wort des lebendigen Gottes. Diese beiden unterschiedlichen Akzente in der Wertung des kirchengründenden Bibelwortes werden im Verhältnis zwischen theologisch geschultem Pfarrer und bibelfrommen Laien immer wieder in der Gemeinde Anlaß sein zu Mißverständnissen und auch zu Mißtrauen, zu Kritik und zu Beurteilungen, ja zu Verwerfungen.

Denn wenn der historisch-kritisch arbeitende Pfarrer die Bibel als einen Gebirgsstock ansieht, der von Goldadern durchzogen ist, dann bewertet er sein eigenes Arbeiten an der Bibel als ein für die Gemeinde hilfreiches »Goldschürfen«. Zugleich aber unterstellt er solchen Mitchristen, die in der Bibel wesentlich mehr als nur ein

paar Goldadern finden zu können meinen, daß sie tote Steine als Gold ausgeben – oder noch schlimmer: daß sie Steine als Brot darreichen.

Der Laie versteht die Bibel wörtlich. Nicht einfach nur im Literalsinn. Sondern wo der Theologe aufgrund seiner Schulung besondere Ausprägungen einer paulinischen Theologie oder eine frühkatholischen Gemeintheologie zu erkennen meint, vernimmt der Laie die Apostel, die an »Christi Statt« das Evangelium sagen, das »nicht menschlicher Art« ist. Wo der Theologe in einer Gattung eines Klagepsalms israelitisches Glaubenszeugnis entdeckt, da hört der Laie den in der Wüste verfolgten David zu dem Gott schreien, der seine Hilfe ist. Wo der Theologe auf Traditionen und Traditionsschichten stoßen zu müssen meint, da freut sich der Laie der großen Taten Gottes. Und oft genug, wenn der Theologe drauf und dran ist, solches naïv-unmittelbares Hören auf die Schrift als »Fundamentalismus« zu belächeln, wird auch ein Quentchen Schmerz dabei sein. Nämlich Schmerz darüber, daß sich für ihn vor einen solchen biblischen »Garten Eden« die Literar-, Form- und Traditionsgeschichte und die sogenannte »intellektuelle Redlichkeit« wie ein »Cherub mit dem flammenden, blitzenden Schwert« gestellt haben, um ihm den direkten Zugang zum unmittelbar redenden Gott zu verwehren. Denn anstelle der »Geschichte, die da geschehen ist, wie uns der Herr kundgetan hat«, muß sich nun der Theologe zurechtfinden mit einem neuzeitlichen Phantom von »Geschichte«, in die – hinter einem Panzer von unterschiedlichsten Traditions- und Überlieferungsschichten, von Vorstellungen und Begriffsentwicklungen versteckt – möglicherweise das Zeugnis vom lebendigen Gott in Form von menschlichen Glaubensaussagen eingezeichnet ist. Der Laie sollte nicht vergessen, daß es nicht wenige Pfarrer waren und sind, die sich nach »Naivität höherer

Ordnung« gesehnt haben, um wieder wie Jesus aus Psalm 110 David sprechen zu hören oder um wie die Thessaloner die Verkündigung des Paulus »nicht als Menschenwort, sondern als das, was es in Wahrheit ist, nämlich als Gottes Wort« aufnehmen zu können. Schon Rosenstock-Hüessy sagte einmal: »Die liberalen Theologen wollten sagen, wie dumm Jesus und die Apostel waren. Seien wir doch so dumm wie die Apostel!«

Weiterhin wird der auf der Universität zum Abhören von biblischen Texten ausgebildete Pfarrer auch ganz stark auf die »Darlegung« eines biblischen Textabschnittes abheben. Dem pietistischen Sprecher jedoch ist die seelsorgerliche und die ethische »Anwendung« viel wichtiger. Hinzu kommt, daß wegen der Lebensnähe der pietistischen Sprecher zum normaldurchschnittlichen »Mann von der Straße« und zu dessen Problemen diese seine erbauliche Anwendung oft unmittelbarer zum Hörer sprechen wird als die oft schon sprachlich im Abstrakten und im Allgemeinen sich bewegende Applikation des predigenden Pfarrers (Der Stundenbruder sagt etwa zur »Verleugnung des Petrus«: »O daß mir uns doch alle selber besser kenna dädet!« Der Pfarrer hingegen sagt vielleicht: »Die Nüchternheit des Glaubens schließt auch die Nüchternheit zu radikaler Selbstkritik ein!«).

Auch das »assoziativ-Verbindende« ist bezeichnend für den Laienumgang mit der Bibel. Am deutlichsten wird dieser Bibelgebrauch bis heute erkennbar an den geistlichen Impulsen, die aus den herrnhutischen »Täglichen Losungen« gezogen werden. Ohne Berücksichtigung des biblischen Kontextes »gilt« ein Bibelwort als Gottes unmittelbares Reden an die Adresse des heutigen Lesers. Es braucht viel geistliche Weisheit dazu, ähnlich urteilen zu können wie ein im II. Weltkrieg gefallener Theologe der Bekennenden Kirche, der sagte: »Wer unter pietistischen Laienbrüdern, beispielsweise unter

württembergischen altpietistischen Bauern, gute Verkündiger gehört hat, der weiß, wie gut ein Gedankenzusammenhang eigentlich sein kann, auch wenn er theologisch betrachtet ein »wildes Sammelsurium« darstellt.« Darum soll nicht vergessen sein zu erwähnen, daß oft die treue Verkündigung von Gemeindepfarrern – vor allem in der Bibelstunde – auch den Laiensprechern zum Erkennen von großen biblischen Zusammenhängen half und damit dazu beitrug, daß auch das assoziativ verstandene Bibelwort nicht aus diesem Zusammenhang herausfiel.

Ein besonderes Phänomen bei den pietistischen Sprechern und ihren innerpietistischen Schulhäuptern ist der häufige Gebrauch des Gleichnisses, der Allegorie, des Bildwortes.

Genau dieses bildhafte und assoziativ-hintersinnige Denken hat den Pietismus tief in der Seele gerade der mit der Natur innig verbundenen württembergischen Bauern, Weingärtner und Handwerker mit ihren Gärten und »Gütle« heimisch werden lassen. Es ist dies eine Art von bildhaftem Denken, die man aus der Bibel bei den Propheten und bei Jesus selbst gelernt hat. Auf diese Weise werden Welt und Schöpfung durchscheinend für geistliche Tatbestände und Vorgänge. So etwa, wenn der Fellbacher Johannes Schnaitmann (1767 – 1847) sagte: »Ich habe bei einem Pumpbrunnen, aus dem man mit Mühe das Wasser herauszog, daran gedacht, daß es bei mir so ist, wenn ich vor der Bibel sitze; andere Brüder sind wie laufende Quellbrunnen, aus denen das Wasser von selbst herausfließt.« Oder wenn derselbe Schnaitmann den Wert des In-die-Stunde-Gehens relativierte durch das Bild: »Eine gerade Eiche im Wald ist mir lieber als eine krumme vor dem Haus.«

Mit all diesen Spannungen sollten Pfarrer und Laienverkündiger in Württemberg bewußt leben. Es wäre ein falsches Programm, wenn man die bibel-mündigen Lai-

ensprecher in das Korsett einer wissenschaftlich geprägten Bibelauslegung zwingen wollte. Denn die wissenschaftliche Theologie wird immer in Gefahr stehen, den Laien zu entmündigen. Auch die theologischen Popularisierungsversuche waren und sind allein auf »Rezeption« der Theologie durch den Laien abgestellt. Ein wirkliches Mit-Diskutieren ist eigentlich nur für solche Leute möglich, die durch theologisches Privatstudium letztendlich selbst so etwas wie wissenschaftliche Theologen geworden sind.

Darin mag ein wesentlicher Grund dafür liegen, daß gerade in Württemberg wissenschaftliche Theologie und Pietismus nie recht zueinander fanden.

Auch wissenschaftlich geschulte Bibelausleger müssen ebenso wie Laienausleger demütig zugestehen: »Unser Erkennen ist Stückwerk.« Aber es könnte zu einem »großen Segen für die Gesamtgemeinde« kommen, wenn Pfarrer weniger von dem reden würden, was nach ihrer Ansicht in der Bibel bloß »Steine« sind; sie könnten vielmehr vor allem die von ihnen erkannten Goldadern heben. Die Laiensprecher könnten ihrerseits die Theologen ermutigen, mehr Gold in der Bibel zu erkennen, als sie bisher wohl vermutet haben. So könnten all die bestehenden Unterschiede im Umgang mit der Bibel »zum Nutzen aller« beitragen.

Der schwäbische Ur-Pietist Christian Friedrich Spittler (1782 – 1867) oder: Warum es »Parallelstrukturen« braucht

Schwäbischer Ur-Pietist

»Schwäbisch« war eigentlich alles an Spittler – obwohl er die meiste Zeit seines Lebens (ab 1801) in Basel zubrachte. Schwäbisch waren die Vorväter, die als »Heiligenpfleger« in Cannstatt zu Hause waren. Das schwäbische Kernland (Wimsheim, Strümpfölbach, Kirchheim/Teck, Steinbach und zuletzt Schorndorf, in dem er 1800/01 Stadtschreibergehilfe war) hat sein Wesen geprägt. Zutiefst schwäbisch war der große Freundeskreis, der sich wohl hin bis zum jungen Hölderlin und später zu Silcher erstreckte. Schwäbisch war die Beharrlichkeit seines Wesens, die sich im Alter bis fast zur Starrköpfigkeit auswuchs. Schwäbisch waren die einerseits eiserne persönliche Sparsamkeit und andererseits das fürstliche Eintreiben ungeahnt großer Geldmittel für die von ihm ins Leben gerufenen Anstalten der Diakonie, der Bibelverbreitung, der Mission. In geistlicher Wachheit nahm er dafür nicht große Geldgeber, die Fürstenhäuser, die Banken oder reiche Leute in Anspruch, son-

dern das »Scherflein der Witwe« und des kleinen Mannes. Schwäbisch war das »Schaffige«, die unermüdliche Aktivität seines Geistes, seiner Beine und seiner Hände. Eigentlich gehört er in die Reihe der schwäbischen »Tüftler« und Erfinder des neunzehnten Jahrhunderts, auch wenn seine Erfindungen nicht auf technischem Gebiet, sondern auf dem Gebiet der grenzenlosen Menschenfreundlichkeit lagen. Schwäbisch war es, daß er bei seinen weltumspannenden diakonischen und missionarischen Konzepten immer wieder die Idee des »Pilgermissionars« verfolgte. Er meinte damit den bescheidenen und zugleich begabten Handwerker, der nicht als abendländischer Besserwisser, sondern als »Pilger Gottes« bereit war, von der irdischen Heimat wegzugehen und sich auf dem Weg zur ewigen Heimat selbstlos im Dienst Gottes gebrauchen zu lassen. »Bei uns geht es nicht professoratsmäßig oder dekanatsmäßig zu, sondern apostelmäßig«, so konnte er sagen.

Als Schwabe hat er Häuser gebaut, nicht bloß »Häusle«. Er baute sie aber nicht für sich selbst, sondern für Menschen, die keine Bleibe hatten: für Alte, Ausgestoßene, Behinderte, Einsame, Verarmte, äußerlich und innerlich Zerbrochene. Schwäbisch war es an Spittler (der persönlich über das schmale Dreieck Basel, München und Stuttgart sein Leben lang nie hinauskam), daß sein wacher Geist in Texas und im Kaukasus, in Estland und in Äthiopien, in Skandinavien und in Berlin, in Jerusalem und in London, unter katholischen Priestern in Ungarn ebenso wie unter aus Sklaverei freigekauften griechischen Kindern zu Hause war. Überall hatte er Freunde, mit denen er Kontakt hielt. Lang waren die Briefe nie – für Herzensergüsse haben Schwaben nichts übrig. Es braucht bei den Schwaben nicht viel Worte; es zählt mehr die Freundschaft und das Tun.

Gerade das *Tun* aber ist bezeichnend für einen *Pieti-*

sten. Es ist eine überaus irri- ge Meinung, Pietisten wollten »frommer« als andere Leute sein. Das Besondere an den Pietisten – von den Tagen Speners angefangen bis heute – ist es doch, daß sie nicht lange über die Erde als Jammer- tal diskutieren, lamentieren und mit utopischen Plänen zur Behebung der Not theoretisieren, sondern daß sie zupacken. Pietisten haben noch nie gewartet, bis viel- leicht der Staat oder die Kirche irgendwelche Aufrufe machen, Gelder bereitstellen, Stellen bewilligen oder So- zialpläne aufstellen. Spittler hat Aufgaben erkannt. Er hat auf Grund seines weiten Freundes- und Bekanntenkrei- ses Menschen in die von ihm erkannten Aufgaben geru- fen und ihnen die Startmittel in die Hand gegeben. Aber danach hat er diese Mitarbeiter in souveräner Frei- heit arbeiten lassen und sich nur noch dafür eingesetzt, daß aus den Anhängerkreisen des Pietismus in Württemberg, in Baden, im Elsaß, in der deutschen Schweiz Menschen für die ständig wachsenden Aufgaben nachwachsen. Über den »geistlichen Knotenpunkt« Korntal hat er gerade aus dem württembergischen Pietismus Spenderkreise auf- und ausgebaut. Er hat der europäischen und besonders der deutschen Christenheit vorgemacht, wie viel kirchli- che Verkrustung aufgebrochen werden kann mit dem In- strument des sogenannten »freien Werkes«, das *in* der Kirche und *für* die Kirche arbeitet, das sich aber nie von kirchlicher Aufsicht oder Gängelung abhängig macht. Man hat die »freien Werke« alter Prägung früher gerne »Glaubenswerke« genannt, weil ihre einzige Sicherung das Vertrauen zu Gott war. Vielleicht ist es gerade dieser gottvertrauende Glaube, der anderen Leuten fast vermes- sen und aufregend unrealistisch vorkommt. Vielleicht ist es das kindliche Vertrauen in Gottes biblische Zusagen, das die Menschen an den Pietisten ärgert. Es kann dann heißen: »Die tun so, als seien sie etwas Besseres als wir!« Das mag es sicher auch unter Pietisten damals wie heute

geben – wie überhaupt bei jedem, der Menschenantlitz trägt –, dieses Besser-Scheinen-Wollen als das wirkliche Besser-Sein. Aber das eigentliche Motiv der bis heute unermüdlichen pietistischen Aktivität in aller Welt liegt in der großen Dankbarkeit für die empfangene Gnade Gottes: »Weil wir Barmherzigkeit empfangen haben, werden wir nicht müde!«

Solch ein schwäbischer Pietist war Spittler. Aber nach Meinung von Dr. Christian Gottlob Barth (1799-1862) war er eben ein schwäbischer »UR«-Pietist«. Er war »Urvater« vieler diakonischer Zweige; so etwa der Altenfürsorge, der neueren Taubstummenarbeit, der pädagogischen Aufbrüche in der Rettungshausarbeit, der Kinderkrankenpflege und der Fürsorge für Alleinstehende bis hin zu der erst heute wieder im Bereich der Resozialisierung erkannten Bedeutung des freiwillig übernommenen streng geordneten Lebens. Spittler war ein »Urstrom«, der ein weit verzweigtes System belebender sozialer Kanäle mitten in einer Zeit schrecklichster Armut Europa speiste. Spittler war »Urheber« der Bewegung im Christentum, welche dem in die Diaspora verbannten Volk Israel wieder neu die Bedeutung der Gottesheimat in Palästina deutlich machte. In »urtümlicher« Kraft hat er bis heute der Bibelverbreitung, der Weltmission, der Begegnung mit der katholischen Kirche Wege gebahnt, ja Bahnen gekerbt. Wenn wir heute nach einem »Ursprung« suchen für den weltweiten Horizont der württembergischen Christenheit, dann stoßen wir wieder auf Spittler.

Es gibt von diesem »schwäbischen Ur-Pietisten« nur ein einziges Bild. Es ist noch nicht einmal nach dem Leben, sondern nur nach der Erinnerung gemalt. Denn Spittler selbst ließ sich nie malen. Er konnte sagen: »Nicht wir sind wichtig; wichtig ist, was der Herr Jesus durch uns arme Sünder tut!«

Wer etwas bewegen will,
muß selbst etwas in Gang setzen wollen

Bekannt ist der Satz Spittlers, den er um 1815 den im »Kämmerli« seines Baseler Wohnhauses »Fälkli« versammelten jungen Männern sagte: »Was hilft es, wenn wir beim warmen Ofen die Notstände der Zeit bejammern! Hand anlegen müssen wir, und sei es auch ganz im Kleinen!«

Beim »Jammern« über die notvollen Zustände in Kirche und Welt hatte es die alte »Deutsche Christentumsgesellschaft« mit ihrer Zirkularkorrespondenz weithin belassen. Im Nachruf auf Spittler im Heidenboten (Januar 1868) ist deutlich zu lesen, was Spittler als Sekretär der Christentumsgesellschaft angetroffen hatte und wie er dann das Instrument der Christentumsgesellschaft dazu benützte, etwas in Gang zu bringen und in Gang zu halten:

»Als Sekretär der Deutschen Christentumsgesellschaft gingen Spittler durch die Korrespondenz und durch die persönliche Bekanntschaft mit vielen Gottesmännern erst recht die Augen auf über das mannigfaltige und unermessliche Elend der Menschheit. Spittler ergriff mit fester Glaubenszuversicht und mit tatkräftiger Liebe die Kraft Gottes und die Liebe Jesu Christi. Hingebungsvoll, furchtlos, in hohem Grade erfinderisch, unermüdlich, unwiderstehlich (wie er von Natur schon war und durch Gottes Gnade immer mehr wurde) gründete er eine menschenfreundliche, christliche Anstalt um die andere, Pläne aussinnend, Freunde für sie zu gewinnen suchend, Gelder sammelnd, Komiteen organisierend. Wenn die Sache im Gang war, zog er sich zurück. Wenn sie ins Stocken geraten wollte, trat er wieder hervor und

verschwand abermals. Bis ins hohe Alter und bis aufs Sterbelager hielt er die Überzeugung fest, es könne, solle und müsse immer noch mehr geschehen für das Heil der Verlorenen, und das sei sein von Gott ihm angewiesener Beruf, fortzuwirken, solange es Tag ist, bis der Herr komme, dessen Zukunft er ersehnte und immer näherrücken sah.«

Denkschriften und Aufrufe verändern die Welt so wenig wie gelehrte Disputationen. Das hatte schon der Missionspionier Justinian von Welz (1621-1668) erfahren. Seine drei Bücher zur Mission hatten keinerlei Wirkung. Seine weit über seine Zeit hinausreichenden Aufrufe und Pläne zur Gründung von protestantischen Missionsorden verpufften ohne Wirkung. Als niemand bereit war, sich in die Weite der Völker senden zu lassen, sandte er sich selbst; die Spur seines Wirkens verlor sich in der niederländischen Kolonie Suriname.

Ähnliches erlebte der englische Dorfschuster William Carey (1761-1834). Seine Untersuchung über die »Verpflichtung der Christen, Mittel für die Bekehrung der Heiden anzuwenden« (1792) löste bei den Verantwortlichen der Kirche von England nur Spott aus. Erst als Carey sich selbst nach Nordindien ausgesandt hatte und nach siebenjährigem vergeblich scheinenden Bemühen die berühmte Predigt von Serampore hielt, brach die baptistische Missionsbewegung auf. In jener Predigt hatte Carey gesagt: »Erwarten wir doch Großes von Gott, wagen wir doch Großes für Gott!«

Im Grunde genommen war nicht alles, was Spittler ins Werk setzte, seine eigene Idee; sondern einiges von dem, was in England um die Wende zum 19. Jahrhundert aufgebrochen war (an Impulsen zur Bibelverbreitung, zur Weltmission und zum diakonischen Sozialhandeln) »übersetzte« Spittler für den europäischen Kontext. Anreger dazu war Dr. Karl Steinkopf, der Spittlers Vorgän-

ger als Sekretär der Deutschen Christentumsgesellschaft in Basel gewesen war. Als Dr. Steinkopf dann nach London gerufen wurde, holte er Spittler aus Schorndorf nach Basel und benützte ihn als »Transmissionsriemen« für die Weitergabe der geistlichen Impulse Englands an den Kontinent.

Wohl schmerzte es Spittler, wenn der Tübinger Bibeltheologe Dr. Johann Tobias Beck abschätzig vom »englisch-methodistischen Christentum« sprach und es als »unlautere Macherei und Treiberei« abwertete. Aber Spittler ließ sich trotzdem nicht davon abbringen, selbst etwas in Gang zu setzen und nicht einfach faul auf den wiederkommenden Herrn Jesus mit seinem Reich zu warten. »Unser Herr soll, wenn er wiederkommt, uns an der Arbeit finden«, das war die Maxime Spittlers.

Trotz all seiner Zähigkeit im Durchsetzen von Plänen war Spittler durchaus auch bereit, Niederlagen hinzunehmen und Geplantes wieder abzusetzen. Er wollte nicht einfach seinen Kopf durchsetzen; denn er wollte ja von Gott abhängig bleiben. Ein typisches Beispiel dafür ist der wiederholte Versuch Spittlers, das Wasserschloß Inzlingen einer Reichs-Gottes-Bestimmung zuzuführen. Wenn Spittler jedoch spürte, daß Gott all den wiederholten Plänen endgültig und klar seine Zustimmung versagte, dann wollte er nicht einfach mit der Brechstange seinen Weg bahnen. Wenn er versuchte, Pläne in die Tat umzusetzen, dann war das oft wie ein Tasten und Probieren, ob denn Gott auch dies Vorhaben verwirklicht haben wollte.

Im Reich Gottes gibt es keine Monopole

Zu einem war Spittler nicht bereit: Christliches Monopoldenken wollte er nicht als Gottes Willen hinnehmen!

Spittler selbst schreibt 1853 im Rückblick auf das Jahr 1815:

»Das alte Christentumsgesellschaftskomitee jammerte seinerzeit, als ich bei der Entstehung der Basler Missionsgesellschaft tätig Hand anlegte. Sie behauptete, dies sei ihr Tod. Aber durch den Tod ging's zum Leben! Fast dieselbe Klage führt jetzt das gute Baseler Missionskomitee, dem ich doch aufs innigste zugetan bin, über die so arme Pilgermission. Das Komitee will es sich nicht nehmen lassen, dies schade ihr; ich aber glaube gerade das Gegenteil und fahre ruhig fort.«

Wieviel geistreicher und bis heute vorbildlich hatte 1815 der Berliner Pastor Johannes Jänike reagiert! Obwohl damals die Einnahmen für seine Berliner Missionsanstalt rückläufig waren und die neu ins Leben gerufene Baseler Mission als so etwas wie eine »Konkurrenz« hätte verstanden werden können, schrieb Jänike damals uneigennützig:

»Das Feld unseres Herrn ist groß. Immer noch sind der Arbeiter zu wenig! Der Herr schicke Ihnen viel begnadigte und mit dem Heiligen Geist ausgerüstete Jünglinge nach Basel und lasse sie mit freudigem Auftun ihres Mundes den Heiden das Evangelium zu ihrer Seligkeit verkündigen!«

Als jedoch Spittler um 1841 daranging, die »Pilgermission« auf der Chrischona als eine Art von »Missionsfreikorps« zu gründen, da wurde dies vom Baseler Missionskomitee als »planmäßige Konkurrenz« zu der Basler Mission verstanden (obwohl doch Spittler selbst die Baseler Mission 1815 ins Leben gerufen und aufgebaut hatte). Man warf Spittler Egoismus, Eitelkeit und sogar krankhafte Wichtigtuerei vor. Spittler kam in den Ruf eines eigensinnigen und unvorsichtigen Mannes.

Das Baseler Missionskomitee argumentierte:

Wenn die Pilgermission St. Chrischona sich nicht beschränken will auf die Ausbildung von Evangelisten und Brüdern zum Dienst in der »Inneren Mission«, dann wird dies das Potential von ausbildungswilligen Kandidaten und vor allem das Opferaufkommen zersplittern. Die Missionsfreunde werden geteilt in zwei Lager. Weil Menschen, sogar auch Christen, sich gerne auf etwas Neues stürzen und dabei zu leicht etwas Nachteiliges über das Bisherige zu finden suchen, wirkt die Gründung einer zweiten Missionsanstalt »in jeder Beziehung schädlich und spaltend«. »Zwei Missionsanstalten, dazuhin nach unterschiedlichen Systemen eingerichtet, können nicht ohne Nachteil und ohne Zersplitterung der Kräfte nebeneinander bestehen! ... Die Konkurrenz auf geistlichem Gebiet bringt Rivalität, Opposition und Zwietracht.« Dazuhin werden immer neue Aktionen daselbe nachahmen. Darüber wird die Christenheit immer mehr zersplittert, anstatt daß ihr zur Konzentrierung geholfen wird.

Wir kennen diese Argumentation aus unseren Tagen, da aufs neue der Streit um die sog. »Parallelstrukturen«

vom Zaun gebrochen wurde. Dabei war doch der Streit schon im letzten Jahrhundert müßig und letztlich ein »Streit um des Kaisers Bart«.

Spittlers Einstellung zu den Finanzierungsquellen war nicht von Ängstlichkeit oder von Kleinglauben bestimmt. Er konnte sagen: »Wenn Gott Bergwerke eröffnet, dann haben die Schmelzöfen genug zu tun!«

Und: »Bei den Eisenbahnen geht jetzt bekanntlich alles geschwind. Ihre Gesellschaften finden im Unglauben ihre Millionen. Sollten wir nicht im rechten Glauben unsere Tausende finden?«

Vor allem aber war der Blick Spittlers weniger bestimmt von der Sorge um das Weiterbestehen bisher wirkender Einrichtungen als vielmehr von der Sorge um Millionen von Menschen. Er schrieb:

»Blicken wir hinein in den Zustand der Christenheit: Wie viel Wunden, Striemen und Eiterbeulen sind weder geheftet, noch verbunden, noch mit Öl gelindert! Sehen wir aber hinaus auf die tote orientalische Kirche und wenden wir uns dann vollends zu den vielen heidnischen Menschen, die das Evangelium vom Reich Gottes noch nicht kennen, so müssen wir ausrufen: ›Was ist das unter so viele! Es ist wie ein Tröpflein am Eimer! Lasset uns beten, daß der Heiland uns Brüder zuweise, welche Er erwählt hat, und daß Er sie ausrüste mit Waffen des Lichtes, zu üben gute Ritterschaft!«

Wenn wir bereit wären, aus der Vergangenheit auch nur Geringes zu lernen, dann würde uns klar werden: Der heutige Streit um die sog. Parallelstrukturen ist ein müßiger, ein theoretischer, ein gedankenloser Streit. Wachе Christen wie Spittler haben immer zusätzliche Aktionen ins Leben gerufen – nämlich wenn Notwendigkeit

dazu bestand. Derselbe Spittler, der doch als Gründer der Baseler Mission gelten darf, hat auf der Chrischona ein weiteres Missionsausbildungsinstitut geschaffen, weil er Bedarf dafür sah. Nicht aber deshalb, weil er dem Basler Missionshaus Konkurrenz machen wollte oder weil er an Basel etwas kritisch auszusetzen hatte. In der Folge erwies sich die ganze Aufregung als geradezu lächerlich: als nämlich die Basler Mission im Zusammenhang mit Afrikaprojekten die von ihr geforderte Limitierung der Pilgermission auf reine »innere Mission« selbst durchbrach und für den Einsatz in der Äußeren Mission Brüder der Chrischona erbat.

Trotzdem darf nicht übersehen werden: Spittler war bereit gewesen, wie Abraham im Zuwarten auf Gottes Hilfe »das geliebte Kind (nämlich die Äußere-Missions-Arbeit der Chrischona) zu schlachten«. Im Blick auf die Finanzierung der Pilgermission konzentrierte sich Spittler auch darauf, geradezu demonstrativ Spenden in England zu erbitten. So begegnete er dem Vorwurf, er spalte die Missionsfreunde in Deutschland und halbiere die Opfer, die damals vornehmlich aus Deutschland kamen.

Mit alledem, was Spittler unermüdlich selbst in Gang setzte, hat er in seiner zuversichtlichen Gewißheit recht behalten: »Ich traue es unserem treuen und reichen Herrn und Heiland getrost zu, daß er auch für die Zukunft nicht nur die äußere und die innere Mission, sondern noch viele andere wohltätige Anstalten in unserer letzten betübten Zeit, nah und fern, erhalten und herrlich durchbringen kann.« »Bei allen wahrhaft christlichen Anstalten ist ein kindlicher Glaube nötig. Aber mit diesem Glauben können nie zuviel Anstalten entstehen!«

Herausforderungen

Wir dürfen uns heute nicht allein mit der Pflege des Überkommenen begnügen! Unser Herr hat doch so viele neue Herausforderungen für uns bereit!

Aus dem Vermächtnis Spittlers etwa sind heute noch aktuell die Merkposten: a) Geistliche und pädagogische Förderung von Lehrern, die missionarisch in der Welt der Schule zu arbeiten bereit sind. b) Schaffung von Modellen evangelischer Pädagogik. c) Strategie zur Schaffung von evangelistischen Vorposten im französisch sprechenden Westeuropa, in Südwest-Europa und in Ost-Europa sowie Südost-Europa. d) Schaffung von brüderlichen Kontakten zu evangeliumsgemäß denkenden und wirkenden Pfarrern der katholischen Kirche und anderer christlicher Denominationen. e) Schaffung von evangelistischen Zentren in den Hauptstädten Europas, um den dortigen Verantwortlichen Gelegenheit zur geistlichen Sammlung zu ermöglichen. f) Schaffung eines Netzwerkes von Schlüsselpersonen der Evangelisation und der seelsorgerlichen Diakonie quer durch Europa. g) Gebrauch der modernsten Medien für die Verbreitung des Evangeliums. h) Wachheit für das Aufkommen von neuen sozialen Randgruppen und Schaffung von Modellen der Fürsorge und Hilfe für sie. i) Geistliches Ringen um theologische Lehrer der Kirche in der Hoffnung, sie als Brüder zu gewinnen. k) Entsendung von Gastpredigern in deutschsprachige Gegenden, in denen das Evangelium wenig Fuß gefaßt hat.

Das alles macht deutlich: Wer etwas bewegen will, muß bereit sein, im Gehorsam gegen Gottes Willen auch bisher Ungewohntes zu bedenken und Neues zu wagen! In Spittlers Tagen schien es geradezu Fantasterei zu sein, für den muslimisch geprägten Vorderen Orient geistliche

und missionarische Verantwortung zu übernehmen. Heute lesen wir etwa in den wissenschaftlichen Arbeiten von Professor Dr. Alex Carmel, daß Christen als Pioniere im Heiligen Land so anregend wirkten, daß sogar das zerstreute Volk Israel die Bedeutung des Landes ihrer Väter wieder neu entdeckte.

Fantasterei schien es zu sein, was an Erwartungen hinter dem Projekt der »Apostelstraße« stand: Nämlich die Missionierung des Galla-Stammes. Heute, da die Erweckungsbewegung in Ostafrika hauptsächlich von den Galla-Oromo-Stämmen getragen wird, ist das geradezu prophetische Wort von Dr. Ludwig Krapf, der ein vertrauter Mitarbeiter und Freund von Spittler war, in Erfüllung gegangen: »Wenn Gott die Gallas gewinnt, dann gewinnt er Zentralafrika.« Es muß uns beschämen, daß 1971 die von Oromos geprägte Mekane-Yesu-Kirche in Äthiopien (also noch vor ihrer großen Verfolgung) klagte: »Die Kirchen und Geberorganisationen im Westen haben uns wohl während der letzten Jahre bereitwillig bei der materiellen Entwicklung geholfen; aber es war anscheinend wenig Interesse vorhanden, der Kirche zu helfen bei ihrer erstrangigen Verpflichtung, nämlich bei der Verkündigung des Evangeliums ... Wir wollen Christus verkündigen, weil wir dies als unsere Verpflichtung betrachten. Wir wollen Christus verkündigen, weil unser Volk nach Ihm hungert.«

Wenn wir auch in Zukunft nicht hungernden Menschen Entscheidendes schuldig bleiben wollen, dann dürfen wir nicht darauf warten, bis bestehende Hilfsorganisationen schließlich ihre Einstellung ändern. Statt dessen müssen wir bereit sein, um der übergroßen Not willen selbst etwas in Gang zu setzen. »Es können nie zu viele Aktionen entstehen!« Das hat uns der schwäbische Urpietist Spittler ins Stammbuch geschrieben.

Die Hausmutter
Sophie Zeller-Siegfried (1791 – 1858)
Oder: Die Frau als die »Seele«
des Ganzen

Die Mütter des Lebens

»Mutter aller Lebenden«, so nannte einst Adam seine Frau Eva.

Daß Frauen die entscheidende »Seele« in allen Aktionen des Reiches Gottes sind, das hat man auch dann gewußt, wenn man hauptsächlich die Geschichte der »Väter« beschrieb. Aber wir wollen heute zu Recht mehr wissen über die »Mütter« im Reich Gottes.

Das ist nicht leicht. Denn vieles von dem, was zu berichten ist, klingt fast so, als ob die Frauen nicht viel mehr als »Anhängsel« ihrer Männer gewesen seien. Die Wirklichkeit wird auch oft so ausgesehen haben. Umso erstaunlicher ist es mir, daß sich gerade die Frauen im Umkreis der durch Christian Friedrich Spittler gegründeten Anstalten hineingedient haben in eine unersetzbare Leitungsposition. Was wäre die Arbeit von Samuel Gobat (1799 – 1879) gewesen ohne seine Frau Marie, geb. Zeller! Was wäre aus der Chrischonaarbeit geworden ohne Dora Rappard-Gobat! Aber sowohl in der Tochter

Marie als auch in der Enkelin Dora lebte etwas vom Geist der Mutter und Großmutter Sophie Zeller-Siegfried. Sie wurde für die stattliche Reihe von Rettungshaus- und Anstaltsmüttern zu einer Leitfigur.

Dora Rappard-Gobat (1842 – 1923) hat es deutlich gemacht, daß diese Frauen im Gehorsam gegen Gottes biblische Weisung den Beruf der »Gehilfin« ausschöpfen und konkretisieren wollten: »Die höchste Würde der Frau ist es, weder eine Regentin noch eine Sklavin des Mannes zu sein, sondern eine wahre und echte Gehilfin. Das ist eine Prinzipienfrage. Es handelt sich da nicht um größere oder geringere Begabung bei Mann oder Frau, sondern um Gottes Ordnung und Willen.« Darum konnte sie einem Chrischonabruder zur Verlobung schreiben: »Mögen Sie mit verdoppelter, nicht halbierter Kraft Ihrem Herrn und Meister dienen und gemeinsam mit Ihrer lieben Braut seine Befehle ausrichten!«

Aber nicht dies »Rollenverständnis« der christlichen Frau ist es, was nach meiner Meinung »künftig beachtet« werden sollte. Ich staune immer wieder darüber, welche Gaben heute von Frauen entbunden werden in Berufen, die ihnen noch im letzten Jahrhundert verschlossen waren. Was wir jedoch »künftig beachten« sollten, ist die nicht durch einen Mann ersetzbare Rolle der »Seele« in einer diakonischen Anstalt, in einem Pfarrhaus, in einem Gemeinschaftshaus, in einer missionarischen Aktion. Wir Männer können normalerweise weniger, als wir zu können meinen. Vor allem aber schaffen wir es kaum, die »Seele« in einem christlichen Organismus zu sein.

Wir Männer sind in vielen Bereichen durch Frauen ersetzbar; oft machen sie ihre Sache weit besser als wir Männer. Aber – so meine ich wenigstens – die Frau ist nicht durch uns Männer ersetzbar oder austauschbar dort, wo es um die »Seele des Ganzen« geht.

Die gerettete Retterin

Die zweijährige Sophie Siegfried, eine Pfarrertochter in Hasli im Grund im schweizerischen Kanton Bern, spielte auf der Wiese vor dem Pfarrhaus. Sie ahnte nichts von der drohenden Gefahr. Aber der Vater, der zufällig aus dem Fenster sah, erkannte am Himmel einen Lämmergeier, der plötzlich zum Sturzflug ansetzte. Als guter Schweizer hatte er sein Gewehr bei der Hand. Mit einem gut gezielten Schuß traf er den Geier, der auf seine Tochter herabstieß. Schwer getroffen fiel der Lämmergeier neben der spielenden Sophie auf die Wiese.

Mit 20 Jahren wurde die damals Gerettete dann die Ehefrau des Württembergers Christian Heinrich Zeller (1779 – 1860), damals ein von Pestalozzi begeisterter Schuldirektor in Zofingen.

Vom Ehemann Christian Heinrich Zeller wäre viel zu erzählen. Vom großen Pädagogen Pestalozzi hatte Zeller »die Vollendung des Werkes der Apostel, die Wiedergeburt der Menschheit« erwartet. Aber dann war Zeller 1818 über dem Lesen einer Karfreitagspredigt zum bewußten Christen geworden. Zwar warf Zeller nicht alles über Bord, was er bei Pestalozzi gelernt hatte. Er behielt den Anstoß zur Armenfürsorge, den Anstoß zu wirklicher Liebe zum Kind und den Anstoß zu umfassender Erziehung, die weit hinausgeht über das Vermitteln von Kenntnissen. Aber dies alles wurde von Zeller in einen neuen Rahmen hineingestellt: Mit der Bibel sah Zeller auch den jungen Menschen als Glied einer von Gott abgefallenen Menschheit. Darum sei sogar das kleine Kind nicht einfach »gut«, sondern es sei vorgeprägt zur Rebellion gegen Gott und gegen seine guten Ordnungen. Das Ziel der Erziehung müsse darum sein, daß der sündige Mensch durch Jesus Christus erlöst wird und

in eine lebenslange Gemeinschaft mit Jesus hineinflindet. Dabei könne der »Erzieher« viel weniger tun, als das noch die humanistische Pädagogik gelehrt hätte: Der Erzieher könne nur »Handlanger« Gottes sein; er solle die Kinder nicht »an sich ziehen, sondern vielmehr nach sich ziehen zum Herrn, zu dem er selber gezogen worden ist und zu dem er sich noch täglich ziehen läßt.« Das alles entband bei Zeller eine solche wahre »Liebe zum Kind«, daß der greise Pestalozzi bekannte: »Das war's, was ich wollte!«

Zeller versuchte seine pädagogischen Zielvorstellungen in dem 1820 durch Christian Friedrich Spittler gegründeten »Rettungshaus« zu Beuggen und in der damit verbundenen Armenschullehreranstalt zu verwirklichen. Dort sollten nach Spittlers Vorstellung verwaiste, heimatlose Kinder Heimat und Rettung finden. Zugleich sollten dort Lehrer ausgebildet werden, die bereit waren, sich wie Missionare in verarmte Gemeinden, in Waisenhäuser und in Spitalschulen senden zu lassen. Die Verwirklichung der Idee Spittlers besorgte der schwäbische Pädagoge Zeller so überzeugend, daß binnen weniger Jahre die Idee ausstrahlte über ganz Europa hinweg bis hin nach Mitau in Estland. Besonders in Württemberg entstanden solche Rettungshäuser (Korntal, Wilhelmsdorf, Paulinenpflegen Stuttgart, Winnenden und Kirchheim; Rettungshäuser Stammheim, Herbrechtingen, Lichtenstern und Tempelhof; Mathildienstift Ludwigsburg und andere).

Aber 1820 war zusammen mit Christian Heinrich Zeller dort im heruntergekommenen und total verwaisteten Komtureigebäude Beuggen seine Frau Sophie zusammen mit fünf Töchtern eingezogen, zu denen später noch weitere fünf Kinder kamen. So war Sophie Zeller im Beuggener »Rettungshaus« zur wichtigen »Retterin« geworden. Denn auf die »Frau Inspektor« wartete neben

der Versorgung der eigenen Familie eine unvorstellbar große Aufgabe. Sie versorgte nicht nur das ganze Hauswesen mit Küche und Waschküche. Sondern auch der Garten und die Landwirtschaft gehörte zu ihren Aufgaben. Über alle Spenden und Ausgaben legte sie Rechenenschaft ab; denn es gab in jenen ersten Jahrzehnten von Beuggen keinen Verwalter. Auch die vielen Gäste standen unter ihrer Obhut, die sich in Beuggen die Klinke in die Hand gaben. Welche Aufgaben für eine zarte Frau, die einst Mädchenerzieherin hatte werden wollen!

Ihr Ehemann war nicht nur in der Theorie ein großer Pädagoge. Aber über den mancherlei Lasten seines Amtes kam es doch auch vor, daß ihm die Geduld ausging, wenn er die Türe zu seinem Beuggener Privatwohnbereich hinter sich zugezogen hatte. Als einmal wieder gespannte Stimmung in der Familie Zeller herrschte, da sagte Sophie Zeller zu ihren Töchtern: »Wenn ihr nicht brav seid, müßt ihr einmal einen Württemberger heiraten!«

Für Zeller war das ein Anstoß zu einem Gebet, das wir noch heute im Gesangbuch finden: »Von dir lernen möchten wir deiner Sanftmut Milde, möchten ähnlich werden dir, deinem Demutsbilde. Zeige deines Wortes Kraft an uns armen Wesen; zeige, wie es uns neu schafft, Kranke macht genesen!«

Zeller dachte in erster Linie an seine Frau, nicht an sich selbst, wenn er ausrief: »Mit lauter Stimme bekenne ich: Ich glaube an die Macht der heilsamen Gnade Gottes, die große Dinge an armen Kindern tut. Die wahre Erziehung eines Menschen erfordert eine solche Veränderung, die von einem menschlichen Erzieher unmöglich ausgehen kann. Die wahre Erziehung ist ein Werk Gottes. Im Verhältnis zur göttlichen Erziehung nimmt die menschliche Erziehung eine bescheidene Stelle ein; der Erzieher bedarf dazu im Blick auf Gott den nehmenden

Glauben und im Blick auf das Kind die hingebende Liebe.«

Zeller konnte von seiner Frau sagen: »Sie lebt, was ich zu lehren versuche.« Und: »Sie ist die einzige, die von aller Welt Enden her zu mir gepaßt hat.«

Als Freiherr von Bunsen einmal in einer Gesellschaft die Frage aufwarf, wer denn wohl zur Zeit der beste Erzieher sei, da kam die Antwort: »Wahrscheinlich Inspektor Zeller!« Aber Bunsen korrigierte: »Nein, sondern seine Frau!« Denn besser und wichtiger als alle pädagogische Theorie ist die herzliche Liebe.

Eine verarmte Schweizerin hatte ihren Sohn in Beuggen besucht. Sie war zu Tränen gerührt, was in Beuggen für ihren Buben getan worden war, besonders von der »Frau Inspektorin«. Es wunderte darum die Bekannten, als die Mutter des Jungen beim Heimkommen berichtete: »Die Frau Inspektorin ist ein niederträchtiges Weib, wie ich noch keins gesehen habe!« Aber rasch klärte sich auf, daß die schlichte Frau gemeint hatte: Die Frau Inspektorin trachtet so nach dem Niederen, daß sie sich sogar mit uns geringen Leuten herzlich abgibt.

In ihrer mütterlichen Milde brachte Sophie Zeller wieder viel ins Lot, was ihres Ehemannes Heftigkeit, Strenge und auch Feierlichkeit an Mißmut ausgelöst hatte. Dabei hatte Sophie Zeller einen viel schärferen Blick für Menschen als ihr oft vertrauensseliger Mann. Und wie konnte sie zuhören, wenn Menschen ihr Leid klagten!

Selbst dann, wenn einmal einer von den über hundert Zöglingen zurechtgewiesen werden mußte, erledigte Sophie Zeller das ohne die sonst in ihren Tagen üblichen Strafpredigten. Sie konnte sagen: »Jetzt ist's geschehen. Aber nicht wahr, das tust du nicht mehr!« Das wirkte meist mehr als ein gesalzener Verweis.

»Nehmender Glaube und hingebende Liebe« praktisch

Die Kraft zu dieser »hingebenden Liebe« zu Menschen holte sie aus einem »nehmenden Glauben«. Für sie war die Liebe Gottes bis in ihr eigenes Sterben hinein nie selbstverständlich. »Ich muß mich damit abfinden, daß ich ohne Beigabe seliger Gefühle immer wieder auf den Zuspruch des Heils warten muß«, so konnte sie sagen.

Einer der vielen Besucher Beuggens faßte es einmal so: »Die Predigt Zellers hat mich ergriffen. Aber den tiefsten Eindruck auf mich machte ein flüchtiger Blick auf das Gesicht der Hausmutter, auf ihre gespannte Sehnsucht und Heilsbegierde.«

Aber gerade deshalb, weil für sie das Heil Gottes nie selbstverständlich war, konnte sie wie wenig andere über die Gnade Gottes reden. Wie tiefernt sie Jesu Zuwendung im Abendmahl nahm, davon zeugt ein Brief an ehemalige Beuggener:

»Meine Kinder! So nenne ich euch, auch die, welche mir Kummer machten samt allen denen, bei welchen meine Gedanken mit Freuden und in Hoffnung verweilen. In einem höheren Sinne sind wir blutsverwandt. Von jener unvergeßlichen Zeit an, da ihr mit mir die Worte hörtet »Nehmet hin und trinket; das ist das Blut Jesu Christi, für eure Sünden vergossen« und da ihr im Glauben die Kraft dieser Worte tranket aus dem Kelche des Heils, – von der Zeit an sind wir blutsverwandt. Da ist etwas vorgegangen, Kinder! Das können wir in alle Ewigkeit nicht mehr losmachen.«

Mit diesen seelsorgerlichen Worten hat Sophie Zeller sogar noch das Wort ihres Mannes übertroffen: »Nur der

kann erziehen, bei dem die Kinder spüren, daß er sich selbst von Jesus täglich erziehen läßt.« Denn Frau Zeller hat die liebevoll gemeinte Schranke zwischen Erziehern und Zöglingen niederreißen lassen durch die Heilswirklichkeit Jesu, welche eine »Blutsverwandtschaft« ohne Schranken schafft.

Das war für Sophie Zeller verbindlicher als alle gutgemeinten pädagogischen Theorien. Sie war ja eine Frau, die offensichtlich damit zu kämpfen hatte, sich all den anfallenden Aufgaben zu stellen. Sie war nicht einfach ein unkritisches und wuseliges »Heimchen«, das alles erledigte, was man ihr zumutete. Sie war nicht einfach von Natur aus selbstlos. Man spürte es ihr an, daß sie durchaus ein Ich hatte, das sich zur Demut rufen lassen mußte.

Wenn trotzdem wohl der herausragendste Zug an Sophie Zeller ihre Demut war, so hatte auch dies einen tief geistlichen Grund. Sie hielt sich nie für »bekehrt«, obwohl sie wußte, daß man als Christ seiner Bekehrung gewiß sein sollte. Sie hatte darum den einen sehnlichen Wunsch: »Ich will ja nichts Höheres begehren, als eben Türhüterin zu werden im Himmelreich.« Diese Grundeinstellung führte zu der Demut, von der ihr Sohn Reinhard sagte: »Ich sah an meiner Mutter die geistliche Schönheit der Demut so sehr, daß mir die Bitte um Demut zu einem unablässigen Anliegen geworden ist.«

Sophie Zellers Enkelin Dora Rappard hat einmal gesagt: »Die wahre, Gott wohlgefällige Weiblichkeit besteht in der Demut. Es soll niemand versuchen, demütig, bescheiden, echt weiblich zu erscheinen. Aber wahrhaftig demütig sein, diese Gesinnung durchdringt alle Handlungen und das ganze Wesen wie ein süßer Duft, der unsichtbar erfreut.«

Alles, was wir »künftig beachten« wollen, ist ein Schlag ins Wasser, wenn es in der Christenheit nicht wieder solche Mütter wie Sophie Zeller gibt, die von Gott

als Seele des Ganzen gebraucht werden können. Darum will ich mir vornehmen, Gott um solche »Mütter« zu bitten.

Der Pionier der »Inneren Mission«
Johann Hinrich Wichern (1808 – 1881)
Oder: Die Liebe gehört mir wie der
Glaube

Schreckliche Mißverständnisse

Bis heute gibt es noch das unnötige »Schattenboxen«, – wenn nämlich den Evangelikalen unterstellt wird, sie hätten für das Soziale nichts übrig. Ihnen gehe es nur darum, den Seelen der Menschen zu helfen. Aber das sei doch unbiblisch! Jesus habe die Menschen gespeist, er habe Kranke geheilt, er habe Tote auferweckt. Es sei höchste Zeit, daß die Evangelikalen wieder die »Ganzheitlichkeit« des Evangeliums und des christlichen Auftrages in aller Welt erkennen.

Übrigens: Als »Evangelikale« wurden schon im 19. Jahrhundert in England diejenigen Glieder der anglikanischen Kirche bezeichnet, denen die katholisierende-liturgische Kirchlichkeit in der »Church of England« zu wenig war. Sie setzten sich weltweit dafür ein, die Barmherzigkeit Gottes durch die missionierende Verkündigung des Evangeliums bekanntzumachen und durch die Tat der helfenden Liebe weiterzugeben. Heute faßt man mit dem Begriff »Evangelikale« alle solchen Christen und

Christengruppen zusammen, die sich nicht der Meinung anschließen: »Die Zeit der Mission ist vorbei« (»mission is out!«)!

Wer sich einigermaßen in der Weltgeschichte auskennt, der weiß: Um 1965 begann in der weltweiten Christenheit plötzlich eine Strömung, die Weltmission für unnötig hielt. »Mission wurde aufgesogen von der zwischenkirchlichen Hilfe« (Bischof Dr. Lesslie Newbigin). Diese Bewegung ging vom Westen aus. Zwar protestierten einheimische Christen dagegen. So sagte Jean Kotto von Kamerun: »Wir brauchen ganz gewiß Entwicklungshelfer. Aber wir brauchen sie nicht bloß als Techniker. Vielmehr sollen sie auch das Evangelium bezeugen. Vielleicht braucht es nicht für alle Zeit Missionsgesellschaften. Aber ganz gewiß braucht es immer Missionare!« Aber diese klaren Stimmen wurden einfach übergangen.

Auch die württembergische Landessynode mit ihrem Wort »Mission und Ökumene« (15.2.1975) war höchstens eine einsame Ruferin inmitten einer westlichen Christenheit, die sich fast total der Entwicklungshilfe verschrieben hatte. In jenem »Freudenstädter Wort« der württembergischen Landessynode hatte es klar geheißt:

»Keine Sorge für das äußere Wohl kann den Menschen das Heil vermitteln. Wohl ist nicht Heil. Es geht darum, daß der Mensch aus seiner Gottferne zu Gott heimfindet. Darum können Entwicklungshilfe und Evangelisation einander nicht ersetzen. Doch kann bei allem sachlichen Vorrang des Wortes in besonderen Fällen Zuwendung der Liebe das vordringliche Gebot sein.«

Es kann doch für gar keinen Christen je umstritten sein, daß dem Bedürftigen geholfen werden muß. Eine Unzahl von Missionshospitälern, Mechanikerwerkstät-

ten, Ausbildungsfarmen, Hebammenstationen werden weltweit auch gerade von evangelikal Missionsgesellschaften betrieben. Auch in pietistischen und evangelikalen Kreisen ist bis heute mehr Unterstützung für Opfer von Erdbeben und von Überschwemmungskatastrophen, für Flüchtlinge und für Hungernde zu bekommen, als wenn für die Ausbreitung des Wortes Gottes gesammelt wird. Wenn es um die Ausgewogenheit und um die »Ganzheitlichkeit« von Weltmission und Entwicklungshilfe geht, dann ist dabei immer die Mission der schwächere Partner.

Darauf hat 1971 U Kyaw Than, damals Generalsekretär des Ostasiatischen Kirchenrates, mit klagenden Worten hingewiesen:

»Ich befürchte, daß einige Kirchen im Westen so großen Wert auf die »Ganzheitlichkeit« der Verkündigung des Evangeliums legten, daß dabei zwei Dinge verloren gingen: die »Schärfe« des an die Menschen gerichteten Rufes, sich zu bekehren, und der Anspruch Christi, daß er ihr persönlicher Herr und Heiland ist. Verlorengegangen ist beides im Morast des Dienstes und einer wohlabgerundeten Strategie, die nichts mehr von der Messerschärfe der Evangelisation an sich hat... Das gewaltige System der zwischenkirchlichen Hilfe wurde für gute Missionsarbeit gehalten, ob nun die Kirchen dabei wuchsen oder nicht.«

In jenen Jahren nach 1965 konnten wir Evangelikale uns weder innerhalb der Christenheit in Deutschland noch in der weltweiten Christenheit verständlich machen. Wir litten darunter, daß unter dem Dach der »Ganzheitlichkeit« letztlich unerträgliche und unverantwortliche Einseitigkeit die ökumenischen Programme prägte.

Als schließlich alles gute Zureden keinen Wert mehr hatte, wurden auf dem Boden vor allem des schwäbischen Pietismus und der Arbeitsgemeinschaft Evangelikaler Missionen die weltweit wirksamen Aktionen »Hilfe für Brüder« und »Christliche Fachkräfte International« ins Leben gerufen. Christen in Übersee sollten nicht nur aus Deutschland Hilfe bekommen für »entwicklungsrelevante Projekte«, also für Brunnen, Lehrwerkstätten, Hospitäler, sondern auch für »pastorale Notstände« wie Predigerausbildung, Kirchenbau, Gesangbuchdruck, Katechistenkurse. Als Entwicklungshelfer sollten bewußt solche jungen Christen entsandt werden, die bereit waren, in Übersee mit Christen der »ersten Generation« auch zu beten und Bibel zu lesen.

Als sich dann in jenen Tagen ein Gewitter der Gehässigkeit über diese evangelikalen Neugründungen entlud, da wurde mir das Studieren der Schriften und des Lebenslaufes von Johann Hinrich Wichern wichtig. Im nachfolgenden »Gespräch« stehen er und sein Anliegen im Mittelpunkt.

Evangelisation und Diakonie, Diakonie und Evangelisation

Amalie Sieveking:

Johann Hinrich Wichern ist 1881 in Hamburg gestorben. Er war ein ganz besonderer Mann. Bei ihm war es so, wie es im Johannes-Evangelium heißt: »Wer an Jesus glaubt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wasser fließen.«

Das Wasser spielte bei Johann Hinrich Wichern immer eine Rolle. Getauft wurde er in der Michelskirche, hoch über dem Hamburger Hafen. Vom Handelsbetrieb

im Hafen lebte der Vater, der Notar war. Die Wichern-Familie mußte sich unter armseligen Verhältnissen durchschlagen, als die Schifffahrt in der napoleonischen Zeit fast ganz stilllag. Danach starb der Vater jung. Was Armut ist, das hat Johann Hinrich seit Kindertagen am eigenen Leib erfahren.

Bei einem Brunnen und einem Fischteich draußen vor den Toren von Hamburg hat er aus einer alten Scheune ein Kinderrettungshaus geschaffen. Es hieß das »Rauhe Haus«. Es war das erste diakonische Brüderhaus in Deutschland. Am geliebten Strom der Elbe, nämlich in Wittenberg, stieß er 1848 seinen unvergeßlichen, aufrüttelnden Ruf zur »Inneren Mission« aus.

Aber zuerst muß ich mich selbst vorstellen: Ich heiße Amalie Sieveking. Mein Leben lang wollte ich eine Anstalt barmherziger Schwestern, evangelischer barmherziger Schwestern aufbauen. Gelungen ist es mir nicht. Aber ich konnte Anregungen geben, Anstöße, die nachher aufgenommen wurden. Etwa von Theodor Fliedner in Kaiserswerth oder von Johannes Goßner in Berlin. Und Anstöße habe ich wohl auch gegeben für den jungen Johann Hinrich Wichern. Man hatte mich auf den 19jährigen Theologiestudenten hingewiesen. Er sei in Geldverlegenheit. Außerdem sei er von furchtbaren Kopfschmerzen geplagt. Die haben ihn sein Leben lang nie mehr losgelassen. Aber finanziell konnte ich ihm wenigstens helfen. Für seine Universitätsjahre sicherte ich ihm jährlich 60 Mark – und das war damals viel Geld! Aber wichtiger war wohl das andere: Ich wollte ihn nicht beschämen und ihm das Geld einfach schenken. Darum bat ich ihn, er solle mir doch die Zitate der Kirchenväter aus der Römerbrief-Auslegung von Tholuck und aus dessen Auslegung des Johannes-Evangeliums ausschreiben und die Zitate aus dem Griechischen und Lateinischen ins Deutsche übertragen. Ich weiß, daß dies für ihn die große

Grundlage dafür wurde, den Glauben und die Liebe zusammenzuhalten; den Glauben, wie er im Römerbrief so zentral zusammengefaßt ist – und die Liebe, wie sie der Apostel Johannes so wichtig macht. Die »Gerechtigkeit und die Güte Gottes«, so wie sie beim Kirchenvater Origenes zusammengehalten sind, wurden zum Lebensthema Wicherns.

Ludwig Burmester:

Ja, lieb hat er uns gehabt. Mich, den Ludwig Burmester. Und uns vom »Spinnhaus«. Der junge Kerl. Damals. Mich hatten sie ins Hamburger »Spinnhaus« eingebuchtet. »Bessern« wollten sie mich. »Bessern!« Daß ich nicht lache! Wie Verbrecher hat man uns behandelt. Was hatte ich denn getan? Arbeit hatte ich keine. Sieben Kinder waren zu Hause. Unten am Hafen war ja nichts los. Meine Ältesten haben Kartoffelschalen zusammengesucht. Daß wir wenigstens etwas zu essen hatten. Da hat mich der Koller gepackt. Auf dem Jahrmarkt habe ich einen Schal mitlaufen lassen. Mein Freund, der »Treppe«, hat mich angehauen: »Mann, du hast'n schönes Stück. Gib's mir, ich mach dir's zu Geld.« Da hab ich's ihm gegeben. Aber er kam nicht zurück. Dafür kam die Wache. Ripsraps, haben'se mich verurteilt. Wie einen Knastbruder. Sie haben gesagt, ich hätte Glück, daß ich bloß ins »Spinnhaus« muß und nicht gleich ins Zuchthaus. Da lag ich nun – mit zwölf Mann, wie im Keller. Naß war's und kalt. Und schaffen mußten wir. Wie Tiere. Und angeschrien haben'se uns. Wie, wenn w'r Kanailen wären. Aber einmal war's anders. Das war fast wie im Himmel. Im großen Saal stand vorne 'en ganz junger Kerl. Im schwarzen Habit. Der »Racke« sagte: »Jetzt wollen'se uns auch noch relijös ummodelln.« Aber ich hab immer

auf die Augen geschaut. Ich hab gemerkt: Der hat uns lieb! Es war'en ganz junger Kerl. Höchstens 25 oder 26. Und dann sprach er. Daß der Jesus ein Hirte ist und daß er eine Tür ist, die offensteht. Und daß wir durch die Tür gehen sollen. Daß sogar wir durch diese Tür gehen können. Eigentlich hab ich drauf gewartet, daß er vom verlorenen Schaf erzählt. Davon reden die Pastoren sonst, wenn sie zu uns kommen. Aber nichts davon! Sondern daß es einen Himmel gibt. Und daß da ganz viele sein werden. Nicht alle Menschen, aber ganz viele. Und daß auch wir dazugehören können – ich weiß noch, wie er's gesagt hat, ist mir's durch und durch gegangen – »die Jesus anbeten und vor ihm niederfallen und selig geworden sind.« Und als er dann »Amen« sagte, da hab ich gedacht: »Ja, so soll's auch bei mir sein!« Der junge Pfarrer hat mich richtig aus dem Dreck geliebt!

Amalie Sieveking:

Ja, lieber Herr Burmester. Vielen Dank, daß Sie uns das so gesagt haben. So war er, der junge Johann Hinrich Wichern. Aber nun ist der Bruder Josef Baumgartner da, eigentlich der erste richtige Diakon. Vorher waren Sie Bäcker Geselle. Und an der Elbe sind Sie auch nicht groß geworden. Erzählen Sie uns auch ein wenig! Ich weiß, daß Sie viel sagen könnten, Bruder Baumgartner. Jetzt erzählen Sie einfach das Wichtigste!

Josef Baumgartner:

Ja, ich bin vom Rhein an die Elbe geholt worden. Gleich am Rhein, in Beuggen, hat mich Vater Zeller ausgebildet, der Gründer der Armenschullehreranstalten

und Rettungshäuser. Wie gerne haben wir dort das Zeller-Lied gesungen: »Zeige deines Wortes Kraft an uns armen Wesen, zeige, wie es uns umschafft, Kranke macht genesen. Jesu, dein allmächtig Wort, fahr in uns zu siegen fort, bis wir ganz genesen.« Am liebsten wäre ich immer in Beuggen geblieben. Dort war ein fröhlicher Geist! Aber eines Tages sagte Vater Zeller zu mir: »Bruder Josef, du bist der Mann für das Rauhe Haus in Hamburg.« So bin ich nach Hamburg gekommen, zu Vater Wichern. Angst habe ich gehabt. Ich war doch schwach und wußte, daß ich nichts kann. Aber Vater Wichern gab mir gleich die zweite »Knabenfamilie«, damals im sogenannten Schweizerhaus. Ich weiß nicht, wie es kam. Aber eines Tages sagte Vater Wichern: »Josef, wir brauchen noch viel mehr solche Leute wie dich. Es müssen praktische Leute sein, Handwerker. Ich denke, sie sollten freie Station haben und nicht mehr als 100 Mark Jahresgehalt. Sie sollen ja Diener Jesu sein. Darum sollen sie von Anfang an wissen, daß sie keinen Anspruch haben werden auf einen freien Sonntag oder Feiertag, daß sie die Anstaltskost mit den Kindern teilen müssen, daß sie keine eigene Wohnung haben, sondern mit den Kindern zusammenleben müssen.« Das war die Idee! So bin ich der erste neuzeitliche Diakon geworden. Ich blieb drei Jahre dort. Dann bin ich als Leiter eines neuen Rettungshauses nach Mitau in Estland berufen worden. Aber zwei Erlebnisse darf ich doch noch – (ängstlich-fragender Blick zu Frau Sieveking) – sagen: Das erste: Gleich am Tag, als ich im Rauhen Haus in Hamburg ankam, sah ich, wie im Teich zwei Kinder am Ertrinken waren. Wie froh war ich, daß ich sie retten konnte. Aber das andere Erlebnis ist für mich noch viel schöner. Wichern konnte noch viel *besser* retten. Da hatten wir einen Jungen, der war durch und durch böse. Eines Tages war große Aufregung, weil er entlaufen war. Wichern ging selbst los, ihn zu suchen.

Und er fand ihn auf dem Hamburger Weihnachtsmarkt. Die andern Jungen waren furchtbar zornig auf den Ausreißer. Aber Wichern sagte in großer Liebe: »Jesus verdammt dich nicht – und ich auch nicht!« In den nächsten Monaten wurde der junge Bursche ein ganz anderer Mensch, von der Macht der Liebe Wicherns überwunden. Aber Wichern sagte: »Der ist doch nicht von *meiner* Liebe überwunden worden. Gottes Kraft kann und wird auch im Leben dieser Burschen sich siegreich erweisen. *Unser Glaube* ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!«

Amalie Sieveking:

Ja, dies war Wicherns Wort! – Ich bitte Sie, Herr Hofprediger Dr. Krummacher, um Entschuldigung, daß wir Sie haben so lange warten lassen. Sie haben 1848 den Kirchentag in Wittenberg miterlebt. Sie haben Wichern dabei erlebt. Bitte erzählen Sie uns davon.

Hofprediger Friedrich-Wilhelm Krummacher:

In einem meiner Erweckungslieder heißt es: »Es ist ein froh Getöne ringsum im Land erwacht. Das hat uns, deine Söhne, vom Schläfe wach gemacht!« So ging es uns auf dem Wittenberger Kirchentag. Das war eine Versammlung von etwa 500 Kirchenmännern. Wir waren von niemandem delegiert. Aber es ging uns um die Kirche in Deutschland, daß sie aus der Zersplitterung und dem Unglauben und der Untätigkeit herauskomme und wieder wirklich Kirche Jesu Christi werde. Aber der Anfang war entsetzlich! *Schrecklich!* Wir gerieten uns in die Haare wegen Formfragen und Verfahrensfragen. Da ergriff am Nachmittag der erst 40jährige ewige Hamburger

Kandidat Wichern, der kaum jemandem von uns bekannt war, das Wort. Es war wie ein frischer Windstoß, als er sagte: »Ich bin hierher gekommen, weil die Kirche eine Schuld zu tilgen hat! Wir müssen wieder eine Kirche für das *Ganze* werden. Wir sind nur dann Volkskirche, wenn wir wirklich das ganze Volk durch das Evangelium erneuern und mit einem neuen Lebensodem aus Gott durchdringen lassen!« Dabei hatte der Mann, man konnte es ihm ansehen, quälende Kopfschmerzen! Er war ja ein ganz schwächtiger Mann. Und oft war er richtig schwermütig. Auf ihn paßt mein Liedvers, den ich damals gedichtet habe: »Das war ja, Herr, dein Wesen von alten Tagen her, daß du dir hast erlesen, was schwach, gebeugt und leer, daß mit zerbrochnen Stäben du deine Wunder tatst und mit geknickten Reben die Feinde untertratst.« Leute, dann kamen Sätze, frei gesprochen, aber wie druckreif formuliert, ich habe sie mir mitgeschrieben in meiner Kladde (zieht ein schwarzes Notizbüchlein heraus und liest):

»Die Kirche hat den eigentlichsten, den rein kirchlichen Notstand ins Auge zu fassen ..., daß Hunderttausende, namentlich in den größeren Städten, dahinleben, ohne je das Wort Gottes zu hören ... Die Kirche muß sich die Aufgabe setzen, nicht zu ruhen, bis wieder *alle* die Verkündigung von dem Sohne des lebendigen Gottes vernehmen ... Kommen die Leute nicht in die Kirche, so muß die Kirche zu den Leuten kommen. Wir müssen Straßenprediger haben, vornehmlich in den großen Städten ... Die Straßenecken müssen Kanzeln werden, das Evangelium muß wieder zum Volk dringen.«

Und Wichern sagte weiter – schwungvoll sage ich Ihnen, mitreißend, vom Geist Gottes getrieben:

»Meine Freunde, eines tut not: die evangelische Kirche in ihrer Gesamtheit muß anerkennen: Die Arbeit der inneren Mission unseres Volkes ist mein! Und auf diese

ganze Arbeit der inneren Mission muß sie als ein großes Siegel den Satz setzen: Die Liebe gehört mir wie der Glaube! Die rettende Liebe muß ihr das große Werkzeug werden, womit sie die Tatsache des Glaubens erweist. Diese Liebe muß in der Kirche als helle Gottesfackel flammen, die kund macht, daß Christus eine Gestalt in seinem Volk, der Kirche, gewonnen hat. Der ganze Christus offenbart sich im lebendigen Gotteswort. Aber ebenso muß er sich auch aus *Gottestaten* predigen. Und die höchste, reinste, kirchlichste dieser Taten ist die rettende Liebe.«

Sie müssen ja wissen: 1848 war ein schlimmes Notjahr! Wichern war von der preußischen Regierung nach Oberschlesien gerufen worden, um dort im Hungertyphusgebiet die Hilfe zu organisieren. Mittlerweile war im März 1848 in Berlin die Revolution ausgebrochen. Die Revolution war wie ein Blitz, der mit einem Mal hellzukend erleuchtete, wie weit das Verderben im ganzen Volk fortgeschritten war. Aber Wichern war nicht der Mann, der meinte, daß sich nun die Christen ins Hinterstübchen zurückziehen sollten. Wie Sie, Frau Sieveking, und wie Sie, Bruder Baumgartner, zuvor mit Recht betonten: Wichern hielt sich an das Wort: »Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!« Alles, aber auch alles, was danach auf Wicherns Ruf hin entstand, das ganze Netz der Inneren Mission, die preußische Gefängnisreform, die Diakonenanstalten, voran das von Wichern gegründete Berliner Johannesstift und die Felddiakonie im Deutsch-Französischen Krieg – aber Vergebung, ich sehe hier einen Bruder Felddiakon, der uns sicher darüber noch berichten wird –, kurz: all dieses hat uns in den deutschen Kirchen vom Schlafe wachgemacht; es hat uns gezeigt, wie ein Mann, im Glauben verankert, mit der Hilfe Gottes einem neuen Aufbruch Bahn machen kann.

Amalie Sieveking:

Haben Sie Dank, »Bruder« Hofprediger – ich darf doch so sagen –, daß Sie uns noch einmal deutlich machten: »Die Liebe gehört mir wie der Glaube – und der Glaube gehört mir wie die Liebe!« Aber nun wartet wirklich hier noch Bruder Mackskemper, unser lieber Felddiakon. Sie mußten es oft ertragen, daß man über Sie lächelte. Aber jetzt sagen Sie uns doch noch etwas über Wichern aus Ihrer Sicht!

Felddiakon Mackskemper:

Liebe Brüder und Schwestern, Soldaten machen nicht viele Worte! Zwar sind wir Felddiakone keine Soldaten. Aber wir arbeiten unter Soldaten. Unter Feind und Freund. Wichern hat oft gesagt: »Der Krieg ist ein Bußprediger. Wer Gottes Mahnen nicht im sanften Säuseln versteht, muß es im Sturm des Krieges zu hören lernen.«

Ich habe es von Wichern immer so verstanden, lassen Sie es mich in meinen Worten sagen: Krieg ist eine Not. Er bringt Zerstörung und Tod. Aber mitten im Zerstören muß die Kirche erweisen, daß sie Kräfte des Lebens vermitteln kann, die stärker sind als Not und Tod. Darum ließ ich mich von Wichern 1870 rufen. Und mit mir 360 freiwillige Felddiakone, die unter Franzosen und Deutschen, als Krankenpfleger und als Gehilfen der Lazarettpfarrer, als Schriftenverteiler und als Seelsorger in den französischen Kriegsgefangenenlagern tätig waren. Ende!

Amalie Sieveking (lachend):

Das war wirklich vorbildlich kurz und klar. Vielen Dank! Ich sehe, daß noch viele (sie sieht nach rechts und links) kommen wollen, um über Wichern zu berichten. Aber Wichern würde uns das verbieten. Er wollte nicht, daß man über ihn berichtet und damit zurückblickt. Er wollte, daß wir alle hellwach um uns herum die Welt sehen – die Welt in all ihrer Bosheit, Zerstrittenheit und Not, und daß wir dann seinen Ruf aufnehmen: Die Liebe gehört mir! Der Glaube gehört mir. Ich gehöre Jesus. Ihm will ich dienen!

Das möchte auch ich in Zukunft beachten: Menschen in der Nähe und in der Weite der Welt haben ein Recht darauf, Anteil zu bekommen an meinen Hilfsmöglichkeiten und an meinem Glauben.

Der Seelsorger

Johann Christoph Blumhardt (1805–1880)
Oder: Was das eigentlich »Neue« an einer
kirchlichen Erneuerungsbewegung ist

Ich tue mich mit der »Geistlichen Gemeinde-
Erneuerung« etwas schwer

Charismatische Gruppen in unserer Kirche haben sich zusammengeschlossen unter dem Begriff »Geistliche Gemeinde-Erneuerung«. Mit ihnen teile ich die Sehnsucht, daß unsere Kirche und viele unserer Hauskreise und Gemeinschaften, unserer CVJMs und ECs aus der geistlichen Ohnmacht herauskommen. Ich teile mit vielen dieser charismatischen Schwestern und Brüder, die Jesus lieb haben, die Überzeugung: Erneuerung der Kirche kann nicht aus Programmen und Strukturveränderungen kommen, sondern allein durch Gottes heiligen Geist.

Trotzdem tun wir pietistischen Gemeinschaftsleute und Kirchenglieder uns etwas schwer mit den lebenswerten Mitchristen aus der »Geistlichen Gemeinde-Erneuerung«. Wir können miteinander beten. Aber wir können kaum zusammenarbeiten. Denn immer wieder läßt man uns wissen, daß uns noch das »Eigentliche«

fehlt, während sie nicht nur um das »Eigentliche« wissen, sondern es auch besitzen. Zu dem »Eigentlichen« gehören für die Charismatiker besondere Formen von »Lobpreis- und Anbetungsgottesdiensten«, ungewöhnliche Vorstellungen von der »Fülle der Gnade«, neuartige Frömmigkeitsstile und besondere Wundergaben.

Ich verdanke dem württembergischen Pietismus so viele geistliche Impulse, daß ich schwer schlucken muß, wenn der Pietismus als »Erweckungsbewegung von gestern« abgetan wird.

Aber auch die Freunde der »Geistlichen Gemeinde-Erneuerung« müssen immer wieder schwer schlucken, wenn gerade wir Pietisten Hemmungen haben, bei ihren Anbetungs- und Segnungsgottesdiensten mitzumachen und ihre Vorstellungen von der »Fülle« zu unterschreiben.

Dabei sind wir nicht gegen Heilungsgebete. Wir erleben doch in unseren Kirchengemeinden und Gemeinschaften wieder und wieder wunderbare Gebetsheilungen. Wir sind auch nicht gegen das stammelnde, ja geradezu wortlose Gebet. Wir aus Gemeinschaften und Kirchengemeinden wissen doch, wie der Geist Gottes auch bei uns weiterbeten kann, selbst dann, wenn wir nicht mehr bewußt Worte des Gebets formulieren. Wir sind auch nicht gegen prophetische Weisungen. Als Zahnarzt Martin Pfander mitten in den revolutionären Jahren die Parole ausgab – zusammen mit anderen -: »Wir brauchen in Tübingen ein Albrecht-Bengel-Haus«, da war das prophetische Weisung im Geist. Als Dekan Walter Tlach für die Gestaltung der Ludwig-Hofacker-Konferenzen und der Stuttgarter Gemeindetage unter dem Wort die Weisung gab: »Es darf uns nicht um Politik und auch nicht um Kirchenpolitik gehen, sondern um Glaubensstärkung und um Glaubensweckung; schließlich müssen sowohl SPD-Leute als auch CDU-Freunde, sowohl Leute der

›Lebendigen Gemeinde‹ als auch der ›Offenen Kirche‹ von diesen Treffen etwas mitnehmen können!« – da war das prophetische Weisung im Heiligen Geist. Wir sind weder gegen den Lobpreis Gottes noch gegen das Segnen; das alles üben wir gerne und dankbar.

Womit ich persönlich Schwierigkeiten habe, kann ich vielleicht an dem biblischen Bericht von der ersten Ausgießung des Heiligen Geistes deutlich machen. Damals haben die Apostel Jesu die großen Taten Gottes anbetend gepriesen. Aber das »Eigentliche« was der Geist Gottes bewirkte – damals in Jerusalem –, war doch das, daß Tausende von Menschen aus ihrem »Unschuldswahn« befreit wurden, daß sie zutiefst über sich selbst erschrakten, daß sie Buße taten und sich dem lebendigen Jesus überschreiben ließen. Das war damals beim ersten Pfingstfest das eigentlich »Neue«: Menschen bekamen das heilige Wollen, daß in ihrem Leben Entscheidendes durch Jesus anders wird!

So hat es schließlich auch der Seelsorger Pfarrer Johann Christoph Blumhardt gesehen, der von den charismatischen Freunden oft als Gewährsmann dafür genannt wird, daß der Geist Gottes auch »Zeichen und Wunder« wirkt.

Jesus ist Sieger!

»Jesus ist der Siegesheld, der all seine Feind besieget; Jesus ist's, dem alle Welt bald zu seinen Füßen liegt; Jesus ist's, der kommt mit Pracht und zum Licht führt aus der Nacht.«

Dieser Liedvers wurde dem dichterisch begabten 39-jährigen Pfarrer Blumhardt geschenkt, als er zusammen mit Gemeindegliedern von einem Missionsfest in Ostelsheim nach seinem Pfarrort Möttlingen zurückwanderte.

Der kleingewachsene Pfarrer mit der gedrunghenen Gestalt sah in vielfacher Beziehung weiter hinaus als viele seiner Zeitgenossen. Schon als 25jähriger Vikar war er als Lehrer an das damals noch junge Baseler Missionshaus berufen worden, an dem er dann sechs Jahre lang wirkte. Seit jener Zeit waren seine Augen darauf gerichtet, Jesu Siege in der weiten Welt zu entdecken. So las er mit den jungen Männern seiner Möttlinger Gemeinde den »Schwäbischen Beobachter«; er selbst ließ sich den Blick weltweit schärfen durch den »New York Observer« und durch den »Boston Missionary Herald«.

Nun aber hatte der lebendige Gott in Möttlingen selbst gewirkt. Das Jahr 1844 war das besondere Jahr der Siegeserfahrungen. Dazu war ein Vorspiel gewesen, der Kampf Blumhardts und eines Gebetskreises um ihn gegen ruhelose dämonische Gewalten, die in dem Möttlinger Gemeindeglied Gottliebin Dittus und in anderen eine Heimat gesucht hatten. Den Gipfel erreichten die Kämpfe, die im Gebet und auch im Fasten bestanden wurden, in den Weihnachtsfeiertagen 1843. Mit dem marker-schütternden Schrei »Jesus ist Sieger! Jesus ist Sieger!« verließ der Dämon die schrecklich geplagte junge Frau. Aber das alles, was bis heute als das Besondere an Blumhardt aufgebauscht wird, war nicht das Eigentliche. Blumhardt selbst sagt:

»Der Anfang meiner Geschichte ist nicht eigentlich die Heilungsgeschichte; denn diese gehört in die Stille. Sondern er ist die *Bekehrung* meiner Gemeinde. Da wurden die Leute durch Buße und Glauben hindurchgeführt, noch ehe ich daran dachte, irgendwie Heilkräfte zu haben.«

Blumhardt selbst wollte nicht viel vom Teufel und von den Dämonen reden. Er hatte auch stets die Sorge,

der Feind Gottes wolle ihm seine Richtung – von Gott weg – vorzeichnen, so daß er sich schließlich zuviel mit Besessenheitsgeschichten befassen würde. Darum band er sich um so stärker an »den Herrn, der heilig ist und der nicht will, daß jemand verloren werde.«

Blumhardt selbst bekennt:

»Bekehrung und nichts als Bekehrung der Leute war das Ziel, auf das ich loszusteuern hatte. Viele haben mich nach dem beurteilt, was nebenbei vorkam: nach den Heilungen...

Mir aber wird es täglich klarer, daß ich mit nichts mehr der Sache Gottes in den Weg treten würde, als wenn ich mit der Predigt von Buße und Glauben lockerer würde ...

Wer nach dieser Seite mich auffaßt, der versteht mich nicht ... Indem ich aber die heutigen Bekehrungen ansehe, erfüllt mich vieles mit Angst ... Ich komme mit solchen Leuten ins Gedränge, welche die ersten Stufen geistlichen Lebens überspringen und denen das Gewöhnliche – das Angebot von Buße und Glauben – nichts mehr geben will ... Mit Leuten, die nicht gründlich in sich selbst hineinkommen, kann ich vorderhand rein gar nichts anfangen ... Dazu bin ich nicht da, daß mich die Leute schätzen, sondern daß sie durch meinen Dienst bekehrt werden. Ich habe die Angst, daß es einen Verzug im Wirken Gottes geben könnte, wenn man die Bekehrung der Leute nicht mehr zum Zentralpunkt macht.«

Der *eigentliche* Sieg Jesu, den Blumhardt 1844 in Möttlingen erlebte, bestand in einer tiefgehenden Erweckung der Gemeinde. Sie fing bei den Konfirmanden an. Zu Anfang des Jahres 1844 kamen die Alten nach. Der

erste, der kam, war der Spaßmacher des Dorfes. Er wollte sich in Blumhardts Gegenwart nicht auf einen Stuhl setzen, weil er auf das Armsünderbänklein gehöre. Unter Handauflegung durch Blumhardt wurde er seiner Sündenvergebung gewiß. Er brachte bald andere mit, die auch ihre Sünden bekannten. Die Bußbewegung kam vollends zum Durchbruch, als Blumhardt am Buß- und Betttag, dem 25. Januar 1844, über Psalm 77, 11 predigte: »Die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern.« Bis zur Osterzeit war fast das ganze Dorf zum Pfarrer gekommen. Alle bekannten ihre Sünden und fanden Vergebung und Frieden durch Jesus. Die Bewegung griff auch auf die Nachbarorte über. Das Geheimnis dieser großen Bußbewegung hat Blumhardt in die Worte gefaßt: »Was aus eigener Buße fließt, wirkt wieder Buße ... Was aber *nicht* aus eigener Buße herausgeredet ist, wirkt wie Seifenblasen gegen Festungsmauern.«

Blumhardt blieb nüchtern. Er sah,

- daß es auch wieder Rückschritte gab,
- daß nach erster Begeisterung bei manchen auch wieder »Trägheit, Lauheit und Gleichgültigkeit zugenommen hatten«,
- daß bei den Gebetsvereinigungen der Kinder und der Älteren die Gebete »bald etwas Mechanisches« bekamen und sich die Gebets-Zusammenkünfte allmählich zu Recht verloren, weil »solche Vereinigungen nur Wert haben, wenn sie natürlich und kindlich bleiben«.

Und doch konnte Blumhardt sagen:

»Mir war mit dieser Bußbewegung – man verzeihe mir dieses Geständnis – ein Vorgeschmack gegeben von einer zu hoffenden Zeit, da der Odem des Herrn rascher als man vermuten mag die »verdorrten Gebete« beleben dürfte.«

Möttlingen hatte vor dieser Bußbewegung als eine abgestumpfte, ja als »totgepredigte« Gemeinde gegolten, die während der packendsten Predigt vom Kirchenschlaf übermannt wurde. In dieser Gemeinde, in der Blumhardt verzweifeln wollte, erlebte er es mutmachend, wie viel und wie rasch und wie durchgreifend Gottes rechte Hand alles ändern kann. Das gab Blumhardt den Mut, in Württemberg ein »Stimmführer« derer zu werden, die von Gott Großes erwarteten, Neues erhofften. Darum hatte Blumhardt die feste Gewißheit – verbunden mit einer gespannten Erwartung und einer fröhlichen Hoffnung –, daß Gottes Hand die ganze Armut der Gemeinde Jesu und der Welt Gottes bald ändern werde.

»Wir sind auf die Zukunft gewiesen mit den großen Verheißungen. Wenn die Leute immer sagen: Es ist ja erfüllt!, so sage ich: Ja, aber wie viel? Ist denn der Heiland nur für ein paar Dutzend Menschen da? ... Der, der im Himmel sitzt, der Auferstandene und Erhöhte, wird sich noch aufmachen mit Erbarmen und seinen Namen noch gehen lassen über alle Völker der Erde ... Das, was jetzt ist, ist wenig bei wenigen. Wo sie's haben, ist's nicht völlig. Jedes muß seufzen und sagen: ›Ach, wenn ich doch nur einmal von innen heraus von all dem Bösen in mir befreit werden könnte!‹ – Wir haben's nicht völlig und haben es nicht im Großen. Darum sind wir auf die Zukunft gewiesen und harren einer neuen Zeit!«

Erlösung vom Bösen ist das »Neue«

Für den einzelnen Christen hatte Blumhardt die gespannte Erwartung, daß es zu einer völligen Erneuerung, zu einer richtigen Erlösung kommen wird.

Blumhardt sagte:

»Das Wort ›Bekehrte‹ kommt in der Schrift wohl vor ... Aber ›erlöst‹ ist etwas anderes ... Bekehrt-sein ist nicht genug. Es weiß kein Mensch, wie gebunden, wie in Ketten und Banden liegend auch er ist, wieviel Satanisches in ihm redet, wie viele böse Geister ihm die Gedanken eingeben nach rechts und links, Böses und Gutes; es weiß keiner, wieviel Einfluß er hat von falscher Frömmigkeit, Einbildung, Selbstschätzung, von einer Art Frieden, als wär's Frieden – und es ist lauter Täuschung, es ist keine ›Erlösung‹ dabei. Die Leute wollen auf einmal geistlich etwas sein – und wissen gar nicht, *wie* gebunden sie sind. Ja, du bist etwas – aber nicht ›erlöst‹! ... Nun, da muß der Herr dreinsehen. Ich sage nicht, daß der Mensch sich selbst erlösen kann ... Nur aber, ich meine, daß unser Freund Jesus Christus, unser allerhöchster Erbarmer, das Bitten und Seufzen derer, die es im Verborgenen auf dem Herzen tragen, hören und auch im Verborgenen die Banden lösen wird. Wenn das geschehen ist, geht's auch unter den Menschen sprunghaft vorwärts.«

Für die Gemeinde Jesu, *für die Kirche*, hatte Blumhardt eine gespannte Erwartung, daß sie wieder aufwacht und sie ihren eigentlichen missionarischen Auftrag findet. Wenn Jesus im Gleichnis von der Witwe spricht, die den Richter anfleht, er möge sie vor ihrem Widersacher erretten, dann sah Blumhardt in diesem Vergleich Jesu immer wieder die Kirche:

»Die bedrängte Witwe ist die Kirche Christi, die Gesamtzahl der Auserwählten des Herrn, die Gemeinde Gottes auf Erden ... Die Gemeinde Gottes ist nach und nach verarmt; durch Untreue aller Art ist der Herr der Gemeinde immer weiter von ihr wegge-

kommen – und der Teufel immer näher heran! Vieles ist geraubt von all dem Großen und Herrlichen, über das wir uns nicht genug verwundern können, wenn wir's lesen ... Wie viele Kinder wurden ihr geraubt, überschlichen und überwältigt von der geheimnisvoll wirkenden Macht der Finsternis, so daß die Witwe, wenn sie ihre Kinder zählen will, über ihre Kinderlosigkeit klagen und weinen muß!«...

»Schwer ist es jetzt, die ›Auserwählten‹ des Herrn wieder zu erkennen; aber wir dürfen doch denken, daß eine große Zahl nur *umnachtet* ist von der Finsternis – und sollten doch teilhaben an der Gemeinde Gottes! ... Wir müssen uns im Getriebe der ›Weltmenschen‹ eine große Zahl von ›Schwestern und Brüdern‹ denken und für sie beten und uns priesterlich für sie bemühen, daß sie hereinkommen und nicht verlorengehen. Nicht für uns allein sollen wir beten. Wie viele sind da, für die es ewig schade wäre, wenn sie verlorengingen! Die Witwe bittet also: Rette mir heraus meine geraubten Kinder!«

Nicht nur der Glanz eines Feuerwerks

Wie wenig jedoch Blumhardt von Stimmungen erwartete, von Aufrufen, von Programmen – gerade im Blick auf eine Reform der Kirche, das macht seine Predigt zum Schluß des Stuttgarter Kirchentags 1869 deutlich:

»Wir haben die großen Schäden der Kirche besprochen – Schäden, die man zu verbessern bemüht war. Ist etwas erreicht worden – oder wird alles wieder still und ohne Wirkung vorbeigegangen sein? ... Ich bin schon oft bei Kirchentagen gewesen. Meist wur-

de mir's, wenn sie vorbei waren, schwer zumute. Freude hatte ich wohl über vieles, das ich hörte und mit genoß; aber doch schien mir's mehr nur der Glanz eines Feuerwerks zu sein, der, wenn's aus ist, wieder verschwindet, so daß man sich plötzlich wieder in die Nacht versetzt fühlt ... Mir bleibt nur noch die *eine* Hoffnung übrig: daß der Herr etwa mit neuen Gnaden, neuen Gaben und neuer Kraft zu uns herniederkommen möchte.«

Aber auch für die *ganze* Welt, die unter der Macht des Bösen steht, hatte Blumhardt große Erwartungen:

»Der Herr Jesus will weiteres! Er will nicht nur meine und deine Erlösung, *er will aller Welt Erlösung*, er will dem Übel überhaupt, das in der Welt herrscht, den Garaus machen, will die ganze Welt freimachen, die sich in lauter Gottlosigkeit bewegt, in welcher ein Unglücksgeschlecht nach dem anderen aufkommt; in welcher immer wieder unter vielen Schmerzen, Jammer und Trübsal und unendlichem Weh ein Geschlecht untergeht, um einem anderen Platz zu machen – dem's auch so geht! Sollte uns denn eine Hoffnung, bei welcher das anders wird, gleichgültig sein? Sollte nicht einmal die ganze Wirtschaft, wie's die Menschen untereinander haben, aufhören müssen? Jeder, der noch einen Funken Menschenliebe hat oder eine Empfindung für das hat, was Christus geopfert hat, da er aller Welt Sühne geworden ist; soll der es nicht vielmehr mit Begierde wünschen, daß dieser große Heiland und Erretter sein Werk zur Vollendung bringe? Wie anders aber kann das werden, als daß er vom Himmel wiederkomme, als ein Herr, der mit einem einzigen Mal endlich alles wendet? Bedenken wir das recht, so sollten wir doch

wahrlich Jesus herunterwünschen vom Himmel in diese arge Welt, damit er all das Böse aufhebe, dessen Stärke und ganze Wucht er selber, Jesus Christus, an sich erfahren hat. Ja, rufen wir ihm entgegen: »Komm, Herr Jesu, komm in Bälde und mach ein Ende allem Weh auf Erden!«

Gottes Geist schafft Buße

Das war Blumhardt wichtig, daß Gottes Geist Buße schafft – wie in den Tagen der ersten Apostel.

»Der Mensch kann keine Gefühle heraufzwingen, die er nicht hat. Er kann sein Herz nicht selbst zerbrechen. Sein Herz muß zerbrochen werden. Und zwar durch Jesus und durch den Geist, mit dem's Jesus tut!«

Darum konnte Blumhardt auch sehr kritisch sein, wenn »gehobene Stimmungen« – etwa bei Erweckungen – als »Ausgießung des Geistes« angesehen wurden. Für Blumhardt zeigte sich die Echtheit der Erwartung des Geistes an der Bereitschaft zur Buße und im Warten auf die durch den Heiligen Geist geweckte Buße.

Aber schon sein Sohn Christoph Blumhardt (1842 – 1919) erwartete den Heiligen Geist etwas anders als sein Vater:

»Wo ist heute dieser Geist? Mein Vater hat geschrien um diesen Geist. Man hat ihn ausgelacht. So ist er gestorben. Aber er hat doch rechtgehabt. Die Zeit rührt. Er kommt, der Geist! Ich bete nicht mehr darum, weil ich ihn schon sehe. Aber er kommt von ei-

ner anderen Seite her. Heute ist's natürlich anders als zur Apostelzeit. Es ist heute eine total andere Welt ... Darin hat mein Vater den größten Fehler gemacht, daß er geglaubt hat, nach zweitausend Jahren sei's noch gleich wie zur Zeit der Apostel.«

Christoph Blumhardt, der Sohn, erwartete offenbar den Heiligen Geist aus dem Aufbruch der Arbeitermassen, aus dem Sozialismus. Darin hat er sich getäuscht. Und viele werden enttäuscht sein, wenn sie den Geist Gottes heute anders erwarten, als er sich zur Zeit der Apostel erwies. Nämlich als der Geist, der vor allem Buße schafft. Auf diesen Geist will ich täglich angewiesen sein. Denn nur der Geist der Buße ist das »eigentlich Neue«.

Der Evangelist
Charles Haddon Spurgeon (1834–1892)
Oder: Wie man Menschen für Jesus
gewinnt

Neu-Evangelisation in Europa

In unseren Tagen ist immer wieder die Rede von der notwendigen »Neu-Evangelisierung« in Europa. Viele erschrecken, wenn sie diese Parole hören. Sie stellen sich unter »Evangelisierung« eine Art »Zwangschristianisierung« vor. Dabei geht es doch darum, daß wir in unseren Tagen noch einmal mit viel Fantasie und Liebe versuchen, die gute Nachricht vom Retter Jesus Christus bekanntzumachen und mitzuhelfen, daß Menschen gerne Christen werden und noch lieber Christen bleiben.

Professor D. Dr. Helmut Thielicke, mein akademischer Lehrer in Tübingen, hat mir das schon 1953 auf die Seele gebunden. Er hat darunter gelitten, daß die evangelische Predigt meist so wirkungslos, aber auch so einfallslos und darum lieblos ist. Wir trauten unseren Ohren nicht, als er, der geistreiche Professor, uns den englischen Erweckungsprediger Spurgeon ans Herz legte.

Aus Liebe zu den Menschen ist Spurgeon ein Meister der Sprache geworden, ein Meister des anschaulichen

Predigens. Nie erstarrte sein Predigen zur Routine, denn es lebte von neuen Entdeckungen im biblischen Wort.

Um etwas von seiner Sprachgewandtheit und seiner Liebe zu den Menschen zu vermitteln, habe ich ihn »interviewt« – seine Antworten stammen fast unverändert aus den überaus praktischen »Ratschlägen für Seelengewinner«.

Menschen für Jesus gewinnen

Reporter: Herr Spurgeon, Sie sind der wohl berühmteste Evangelist unserer Tage. Man hat Sie bezeichnet als Propheten, als größten aller Prediger, als »Schreihals Gottes«. Sie haben jetzt dreißig Jahre lang Ihre Predigtstätte überfüllt, Sonntag um Sonntag, obwohl sie mit ihren 5000 Sitzplätzen und mit ihren zwei Emporen eigentlich größer als alle Kirchen Londons ist.

Spurgeon: (räuspert sich unüberhörbar, unterbricht den Sprecher) Stop! Stop! (lachend!) Das ist ja schrecklich! Ich möchte doch kein Star-Redner sein! Ich will Menschen für Jesus gewinnen! Wenn ich durch die Straßen von London gehe, dann schüttelt es mich oft wie in Krämpfen im Gedanken: »Sie sind verloren, verloren, verloren!« Denn ein Mensch ist ewig verloren, wenn er nicht Jesus kennt. Aber noch sind sie nicht hoffnungslos verloren. Gott möchte, daß sie zu ihm eingeladen werden. Das will ich tun, Menschen für Jesus gewinnen – nicht bloß: eine stattliche Anzahl von Hörern um mich versammeln!

Reporter: Herr Spurgeon, Sie haben da einige Begriffe benützt, die wir doch für unsere Leser erklären sollten. Könnten Sie etwas näher bestimmen, was Sie

meinen, wenn Sie davon sprechen, Menschen zu ›gewinnen‹?

(Es scharen sich vier Zuhörer um den Reporter, langsam neugierig zuhörend.)

Spurgeon: Dies Wort hat man früher gebraucht, als die Brautwerbung noch üblich war. Da hat der junge Mann versucht, die Zuneigung der von ihm geliebten jungen Frau zu *gewinnen*. Ich brauche dies Wort gern. Es ist in vielfacher Hinsicht das allerbeste. Um Menschen muß man werben, wenn man sie liebhat. Ich möchte sie ja nicht überreden, nicht beschwätzen. Ich möchte sie gewinnen. In der Bibel ist von Abrahams Knecht erzählt. Er sollte für den jungen Isaak die rechte Frau finden. Und als er Rebekka fand, da redete er sprudelnd von seinem guten Herrn, was er für Güter habe, wie er einst der Erbe von allem werde. Und am Ende bat er dringend, Rebekka möchte doch mit ihm zu diesem großartigen Mann kommen. So sollen wir Christen unseren Herrn Jesus Christus und seine Reichtümer empfehlen und dann bitten: Komm doch zu Jesus! – *Das* meine ich mit ›gewinnen‹.

(Junge Dame macht Gebärden des Unmuts, wegwerfend.)

Reporter: Ich sehe hier unter den Zuhörern, die sich bei unserem Gespräch eingefunden haben, eine junge Dame, die offenbar eine kritische Rückfrage an Sie hat, Herr Spurgeon. Bitte, stellen Sie Ihre Frage!

Junge Dame: Herr Spurgeon, Engländer sind ja bekanntlich konservativ. Aber so konservativ wie Sie – das ist ja schon eine Krankheit! Sie haben so religiöse Formeln: ›Für Jesus gewinnen!‹ ›Komm zu Jesus!‹ In

unserem Jahrhundert sollten doch alle Menschen zusammenhelfen, auch gerade die Christen, die Welt zu verändern, die Menschheit für eine neue Welt zu erziehen.

Älterer Herr (unterbricht protestierend): Das ist doch allerhand, so ein Gewäsch! Haben Sie doch mehr Achtung vor Herrn Spurgeon!

Reporter: Augenblick! Bitte ... Sie kommen gleich dran. Aber jetzt darf ich zuerst Herrn Spurgeon um eine kurze Antwort bitten. Bitte, Herr Pastor!

Spurgeon: (lachend) Ja, verehrte, liebe junge Dame. Empfindlichkeit ist wie eine Blase an dem Fuß eines Wanderers. Darum habe ich vorgesorgt mit der Salbe des Humors, daß es gleich gar nicht zu diesen Beschwerden kommen kann. Was Sie sagen, liebe junge Dame, ist gar nicht so neu, wie Sie vielleicht meinen. Das habe ich schon als junger Mann in alten Büchern gelesen, daß die Erziehung des Menschengeschlechtes vornehmste Aufgabe der Christen sei. Aber sehen Sie, Jesus kam in die Welt, nicht um Sünder zu erziehen, sondern um sie die Liebe Gottes spüren zu lassen und sie so zu suchen und selig zu machen. Ich würde Verrat an der Sache Jesu begehen, wenn ich aus der Sache Jesu etwas anderes machen wollte. Missionare und Evangelisten sinken tief unter das herab, was sie sein sollten, wenn sie sich damit begnügen, menschliche Bildung zu heben. Wir haben Menschen zu erretten.

Reporter: Herr Spurgeon, hier kommt nun der Beitrag des Gentleman, der sich vorher so für Sie eingesetzt hat! Zwar ein bißchen intolerant, wie ich meine,

ein wenig zu rechthaberisch. Haben Sie das eigentlich gerne, Herr Spurgeon?

Spurgeon: Besser stürmische Feuer, als gar kein Feuer. Es ist besser, ein Eiferer geheißen zu werden, als eine faule Drohne im Bienenstock der Kirche zu sein! Aber – wenn ein Christ ein weites, liebendes Herz hat, dann kommen die Menschen zu ihm wie die Schiffe in den Hafen und fühlen sich wohl, wenn sie unter dem Schutz seiner Freundschaft vor Anker liegen können. Gott behandelt schließlich uns Menschen wie Menschen. Und so sollten wir auch mit unseren Mitmenschen umgehen, nicht wie mit Dreck! Aber wollten Sie nicht den verehrten Herrn zu Wort kommen lassen?

Reporter: Aber sicher, hier ist er!

Älterer Herr: Herr Spurgeon, ich bin zwar ganz für Sie. Ich bin auch ganz bestimmt für Evangelisation. Aber ist bei Ihnen nicht zuviel falsche Liebe, zuviel Toleranz? Wir müssen heute in erster Linie für die Reinheit des Glaubens eintreten gegen alle Verfälschung!

Spurgeon: Lieber Freund – ja: lieber Bruder! Ich verstehe Sie so gut! Wir dürfen auf die Wahrheit nicht verzichten. Das Entscheidende an der Reformation war nicht das Ungestüm Martin Luthers, sondern die Wahrheit, die er wieder auf den Leuchter stellte. Das glühendste Evangelisationsfeuer wird sich in bloßen Rauch auflösen, wenn es nicht durch die schweren Holzscheite der *Lehre* als Brennmaterial unterhalten wird. Darum ist es auch etwas sehr Gutes, ernstlich »für den Glauben zu kämpfen, der einmal den Heili-

gen übergeben ist«, wie die Bibel sagt. Aber ich wäre beschämt, wenn ich vor dem Richterstuhl Christi einmal nur das Eine sagen könnte: Herr, ich habe gelebt, um gegen die Katholiken und gegen die Irrlehrer und gegen die ungläubigen Pfarrer zu kämpfen! – Gut, wir wollen den guten Kampf des Glaubens kämpfen, wo er gekämpft werden muß. Aber das Gewinnen von Menschen für Jesus ist eine noch größere, eine noch wichtigere Sache! So meinen Sie es doch sicher auch? Ja?

(Der Herr nickt heftig.)

Reporter: Herr Spurgeon, jetzt sind wir wieder beim Ausgangspunkt. Darauf kommen Sie eben immer wieder zurück. Menschen gewinnen für Jesus. Wie *macht* man das?

Spurgeon: Ein amerikanischer Schriftsteller erzählt großartig, wie drei ehrenwerte Männer in New York die sanfte Kunst des Angelns beginnen. Sie kaufen die besten Ruten und Schnüre, sie machen genau die richtige Fliege für den besonderen Tag und Monat ausfindig. Und dann fischen sie und fischen sie und fischen sie – und fangen nicht eine Sardine. Wie sie nun entmutigt weggehen wollen, kommt ein zerlumpter Junge. Er hat einen Zweig vom Baum gerissen. Ein Stück Bindfaden und eine krummgebogene Nadel zieht er aus der Tasche, steckt einen Wurm an die Nadel, wirft seine Leine in das Wasser und – schwupp, da ist schon der erste Fisch, wie von einem Magneten angezogen. Gleich danach der nächste und so weiter, bis sein Korb voll ist. Die drei noblen Herren fragen ganz entgeistert, wie er's denn mache. Ach, erwidert er, das kann ich nicht sagen. Es ist ganz leicht! Man muß es eben im Gefühl haben. – So

ist es ähnlich mit dem Fischen nach Menschen. Viele predigen ungemein anmutig und beredt. Aber die Angeln bleiben leer. Und dann kommt zu ihrem Ärger ein anderer Mann mit sehr einfacher Rede und sofort kommen Menschen zum Glauben an Jesus. Aber es gibt eben ein *Mitgefühl* zwischen denen, die gesegnet werden sollen, und denen, die Gott dazu beauftragt hat, Seelen zu gewinnen. Gott gibt denen, die er zu Seelengewinnern macht, eine ganz natürliche Liebe, ein warmes Herz, eine Zuneigung zu denen, die für Jesus gewonnen werden sollen. Man kann keinen Menschen zu Jesus hintreiben! Aber man kann ihn zu Jesus herlieben!

Reporter: Haben Sie mit dem, was Sie gerade sagten, ganz bestimmte Leute im Auge?

Spurgeon: Nun, zu meiner Jugendzeit gab es in England – hier in Clapham – einen Bruder, der so streitsüchtig wirkte, wenn er von Jesus sprach, daß man meinte, da steht ein Preisboxer, der dauernd Leute auffordert, es mit ihm aufzunehmen. Es gibt eine Weise zu predigen, die alle gegen alles hetzt. Wenn es einigen dieser Leute gestattet wäre, im Himmel zu predigen, so wäre mir bange, sie könnten sogar die Engel in Streit miteinander bringen. Verstehen Sie: Es fällt doch niemandem ein, einen wütenden Stier in einen Porzellanladen zu bringen, um das Porzellan zu reinigen. So kann niemand durch Zorn und durch üble Laune das zurechtbringen, was in unseren Gemeinden nicht recht ist. Unsere Aufgabe als Christen ist es nicht, Säure über die noch nicht Gläubigen auszugießen. Sondern die Liebe Gottes muß in unser Herz ausgegossen sein. Sogar Hunde und Katzen geben Liebe an die zurück, die ihnen Wärme schenken.

Wieviel mehr werden es Menschen spüren, ob wir sie wirklich lieb haben. Ein Seelengewinner muß Liebe haben. Unser Dienst darf nicht wirkungslos bleiben aus Mangel an Herz. Christen sollten ein großes Herz haben, weit wie ein bergendes Hafenbecken! Hauptsache ist, daß wir viel Herz haben!

Reporter: Das ist ein gutes Wort. Damit wollen wir hier abrechnen. Ich muß bekennen, ich bin von Ihnen angenehm überrascht. Ich hatte zuerst etwas Sorge, ob Sie als Evangelist nicht ein sehr starrer und sturer Mann sein würden. Aber Sie strahlen ja wirklich menschliche Wärme aus. Vielen Dank für das Gespräch.

Spurgeon: Danke – auch von meiner Seite. Ein Mensch, der nicht liebenswürdig sein kann, nicht heiter, der soll meinetwegen Totengräber werden. Wer Menschen für Jesus gewinnen will, der muß sie lieben!

Literaturhinweise

- Bengel, J.A. *Das neue Testament*. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Neuhausen, 1974.
- Böhringer, A. *Alles und in allen Christus*. Neuendettelsau, 1975.
- Carmel, A. *Christen als Pioniere im Heiligen Land*. Basel 1981.
- Claus, W. *Württembergische Väter I*. Von Bengel bis Burk. Stuttgart, 1926.
- Claus, W. *Württembergische Väter II*. Von Brastberger bis Dann. Stuttgart, 1905.
- Hermann, K. *Johann Albrecht Bengel, der Klosterpräzeptor von Denkendorf*. Stuttgart, 1937.
- Kober, J. *Christian Friedrich Spittler's Leben*. Basel, 1887.
- Mälzer, G. *Johann Albrecht Bengel*. Leben und Werk. Stuttgart, 1970.
- Margull, H.J. *Keine Einbahnstraßen*. Stuttgart, Erlangen, 1973.
- Paulus, R.F. *Philipp Matthäus Hahn*. In Erwartung der Königsherrschaft Christi. Metzingen, 1989.
- Scheffbuch, W. *Auf Jesus hoffen*. Stuttgart, 1980.
- Scheffbuch, W. *Jesus ist Herr, ihm wollen wir dienen*. Stuttgart, 1981.
- Scheffbuch, W. *Zum lebendigen Gott bekehren*. Stuttgart, 1979.
- Schmid, G. *Von Kraft zu Kraft*. Stuttgart, 1919.
- Spurgeon, C.H. *Ratschläge für Seelengewinner*. Neuhausen, 1975.
- Spurgeon, C.H. *Ratschläge für Prediger*. Stuttgart, 1896.
- Veiel-Rappard, E. *Mutter*. Gießen, 1956.
- Zeller, R. *Mutter Zeller*. Basel, 1882.
- Zündel, J. *Johann Christoph Blumhardt*. Basel, 1948.

Fritz Grünzweig

Zu rühmen Seinen Ruhm

Erfahrungen aus langem Dienst

Erinnerungen eines Mannes, der sich im Verlauf wechselnder Lebenssituationen für den Dienst entscheidet. Bei wachsendem Einfluß, in wachsender Verantwortung arbeitet er als einer, der dient und damit versöhnt. Sein Elternhaus stand am Fuße der Schwäbischen Alb. Die Eltern waren Bauern. Wie pfleglich der Umgang mit Mensch und Tier war, zeigt die Behutsamkeit im späteren Dienst mit schwierigen Menschen und in komplizierten Situationen. Die Heimkehr von der Front, Ehe und theologische Ausbildung weisen auf einen neuen Lebensabschnitt hin: In die evangelische Brüdergemeinde in Korntal. Bald weitet sich der Dienst weit über Korntal hinaus. –

Der Leser gewinnt einen Einblick in die vielgestaltige Tätigkeit eines reich begabten »Arbeiters in Gottes Weinberg«, der lernte, aus der Gnade zu leben.

Pb., 328 S.; s/w-Abb.; Nr. 84.112; ISBN 3-7751-1384-3

Bitte fragen Sie in Ihrer Buchhandlung nach diesem Buch!
Oder schreiben Sie an den Hänssler-Verlag, Postfach 12 20,
D-7303 Neuhausen-Stuttgart.

Manfred und Joachim Rieger (Hrsg.)

Ole Hallesby – Der Fels aus Norwegen

Stationen eines bewegten Lebens

Viele kennen ihn aus seinen Büchern, den norwegischen Theologieprofessor Ole Hallesby. Er war eine Persönlichkeit mit großer Ausstrahlungskraft, die viel bewirkte, und eine entscheidende Periode norwegischer Geschichte mitgestaltete. Er stand an der Spitze des kirchlichen Widerstandes gegen die Nazis, was ihm zwei Jahre Konzentrationslager einbrachte. Ole Hallesby – ein mutiger Theologe, Bekenner und Evangelist.

Gb.; 296 S.; 16 s/w-Abb.; Nr. 391.542; DM 29,80;
ISBN 3-7751-1542-0

Bitte fragen Sie in Ihrer Buchhandlung nach diesem Buch!
Oder schreiben Sie an den Hänssler-Verlag, Postfach 12 20,
D-7303 Neuhausen-Stuttgart.

Rolf Scheffbuch

Ludwig Hofacker

Der Mann – die Wirkung – die Bewegung

Ludwig Hofacker wollte zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, daß die Menschen aus ihrer religiösen Harmlosigkeit erwachen; sie sollten des ewigen Heils gewiß werden bei Jesus. Der Lebensweg des berühmten Erweckungspredigers (1798–1828) wird hier nachgezeichnet. Aus der Motivation seines kompromißlos gelebten Amtes als Pfarrer, das Tausende in die Kirchen brachte, wird sein Wirken bis zur heutigen Hofacker-Vereinigung gezeigt.

Tb.; 64 S.; Nr. 75.050; DM 3,80; ISBN 3-7751-1303-7

Ludwig Hofacker

Ein Schrei für Jesus

»Ich wollte einen Schrei tun für Jesus!« sagte der todkranke Ludwig Hofacker, als er 1828 im Alter von nur 30 Jahren starb. Vier Jahre durfte der von Gott begnadete Prediger in Württemberg öffentlich wirken. Er tat dies mit der geistlichen Kraft eines Vulkans und der Frische einer klaren, reinen Bergquelle.

365 tief sinnige Andachten und einige von Herzen kommende und fürs Herz gesprochene Gebete liegen in einer Neuauflage jetzt vor. Das aus dem vorigen Jahrhundert stammende Andachtsbuch wurde behutsam dem heutigen Deutsch angeglichen.

Gb.; 600 S.; Nr. 58.851; DM 29,80; ISBN 3-7751-1446-7

Bitte fragen Sie in Ihrer Buchhandlung nach diesen Büchern!
Oder schreiben Sie an den Hänssler-Verlag, Postfach 12 20,
D-7303 Neuhausen-Stuttgart.

TELOS



Christen sind weder
Einsiedlerkrebse noch
Eintagsfliegen, sondern
sind verbunden mit
Christen aller Orte,
aber auch aller Zeiten.
Die Vermächtnisse der
Alten sind Merkposten
für heute.

»Wird künftig beachtet«,
ein von Fritz Grünzweig
geprägter Satz soll in
diesem Buch zum Zuge
kommen.

hänssler



9 783775 116084